

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 2. Juni bis 6. September 2011

Der Mega-Damm: Gefahr für das Naturparadies Amazonien?

Von Carsten Upadek

Brasilien, vom 2. Juni bis 6. September 2011



Inhalt

1. Prolog	479
2. „Der Fluss der Indianer“	479
3. Die Herren der Großen Schleife	481
4. Brutale Veränderungen	482
5. Der Bischof und das Monstrum	484
6. Superstar Brasilien	486
7. Energie um jeden Preis	487
8. Atomkraft auf faulem Stein	488
9. Der Dolchstoß ins Herz Amazoniens	488
10. Nährboden für Korruption	489
11. Taktik für mehr Megawatts	490
12. Der Platzhirsch und die Methan-Schleuder	491
13. Brasilia – der abgehobene Schmetterling	493
14. Nachhaltige Entwicklung oder blinde Unterwerfung?	494
15. Respektlosigkeit einer Diktatur	495
16. Spiel um Geld und Macht	496
17. Mit weniger arrogantem Blick	498
18. Hoffnung statt Widerstand	499
19. Protestcamp vorm Rathaus	501

20.	Die andere Wirklichkeit	502
21.	Am toten Fluss	504
22.	Schöne neue Welt	505
23.	Zerstörung einer Kultur	507
24.	Plasmafernseher statt Ackerbau	509
25.	Epilog	510

1. Prolog

Angeblich ist die Kupplung des Busses kaputt. Ganz kurzfristig sei das gekommen. Ich sitze auf dem kühlen Boden im dunklen Büro der Protestbewegung Xingu vivo para sempre in Altamira – hier läuft der Widerstand gegen den Bau des Wasserkraftwerks Belo Monte, zusammen. Drei Leute tanzen um ein Telefon herum. „Es ist zum Verzweifeln!“, ruft eine der Mitarbeiterinnen. Vor der Tür warten ein paar dutzend Leute darauf, dass der Bus endlich kommt. Es soll zu einer Demo in das 50 Kilometer entfernte Dorf Belo Monte, schöner Berg, gehen, das dem Staudamm seinen Namen gegeben hat. Drei Stunden sind wir bereits verspätet.

Mein letzter Tag in Altamira, der staubigen Hauptstadt einer Provinz im Amazonas-Bundesstaat Pará – Brasilien. Nach der Demo will ich von Belo Monte den Bus über die holprige Transamazônica nach Tucuruí nehmen und ein paar Tage später weiter in die Hauptstadt Brasilia fahren. Nach einigen Wochen hier bin ich von der Verspätung auch nicht mehr überrascht.

Schon einmal war ich in Brasilien, als Praktikant im ZDF-Studio Rio de Janeiro. Seit dem wollte ich immer zurück und mehr von diesem Land kennen lernen, das fast so groß ist wie Europa. Eigentlich arbeite ich als freier Autor, habe in Leipzig und Lissabon Journalistik studiert und beim WDR in Köln volontiert. Durch die Heinz-Kühn-Stiftung bin ich nun hier, im großen Abenteuer. Dafür gilt der Stiftung und besonders ihrer Geschäftsführerin Ute Maria Kilian mein Dank!

In den letzten Wochen hier bin ich fast verhaftet worden, war in Indianerdörfern, habe ein atemberaubendes Naturparadies gesehen. Und ich weiß immer noch nicht, was ich von diesem Mega-Wasserkraftwerk zu halten habe. Die Fronten sind verhärtet. Auf der einen Seite ein Multi-Milliarden-Konsortium, kontrolliert von der brasilianischen Regierung. Auf der anderen ein zerbröckelnder Haufen Indigener, Menschenrechtler und Kirchenleute. Die einen sehen in dem Staudamm den Generator des brasilianischen Fortschritts, die anderen eine ernsthafte Gefahr für das einzigartige Naturparadies Amazonien.

2. „Der Fluss der Indianer“

So nennt Sônia Magalhães den Xingu. Sie ist Anthropologin und gerade erst mit dem Flieger aus Belém, der Landeshauptstadt 800 Kilometer nordöstlich, in Altamira angekommen. Jetzt geht es weiter mit dem Motorboot zu einem Dorf der Juruna-Indianer. Es ist nur auf dem Wasserweg zu erreichen. „Nirgends gibt es so viele Indianerschutzgebiete wie entlang dieses

Stromes“, sagt Sônia Magalhães. Drei der vier bedeutenden indigenen Sprachen werden allein entlang des Xingu gesprochen. Für die Ureinwohner ist er Quelle des Lebens – manchem Stamm ist der Fluss sogar heilig.

Der mächtige Xingu entspringt im südlichen Bundesstaat Mato Grosso und mündet fast 2.000 Kilometer weiter nördlich in den Amazonas. Auf mehr als der Hälfte des Weges fließt er durch Schutzgebiete für indigene Völker und Umwelt. Dieses zusammenhängende Reservat ist mit seinen rund 290.000 Quadratkilometern eines der größten weltweit. Die Artenvielfalt entlang des Xingu ist einzigartig. Hier leben 259 Säugetier-, 174 Reptilien- und 440 Vogelarten, unter anderem der vom Aussterben bedrohte Blaue Papagei, der Arara Azul. Dazu gibt es Amphibien wie Frösche, Eidechsen und Schildkröten. Der Xingu selbst ist von etwa viermal so vielen Fischarten bewohnt, als es in ganz Europa gibt. Darunter einige bedrohte Arten.

Hinter Altamira im Mittellauf macht der mächtige Strom eine über 100 Kilometer lange Schleife, die Volta Grande. Geht es nach den Plänen der brasilianischen Regierung, würde sie durch einen Damm weitestgehend vom Wasser abgeschnitten. Statt langsam durch die Schleife zu fließen, soll der Weg für das Wasser durch zwei künstliche Kanäle verkürzt und der Druck erhöht werden. Dadurch würden am Hauptkraftwerk Belo Monte 20 Turbinen angetrieben, die zusammen eine Leistung von 11.000 Megawatt haben. Weltweit schaffen nur der Itaipú-Staudamm an der Grenze zu Paraguay und der Drei-Schluchten-Staudamm in China mehr. Für die Kanäle müssten 200 Millionen Tonnen Erde und Gestein aus dem Boden gesprengt werden. Die bewegten Erdmassen entsprächen denen des 1914 fertig gestellten Panamakanals, der Atlantik und Pazifik miteinander verbindet. Wegtransportiert sollen sie durch 540 deutsche Lastwagen werden, die das Betreiberkonsortium Norte Energia im August 2011 bei Mercedes-Benz bestellt hat.

In seiner ganzen Schönheit saust der Xingu an Sônia Magalhães vorbei. Das Juruna-Dorf liegt vier Stunden entfernt. Auf dem Weg erzählt Ivo, der Fahrer des Motorbootes, dass es nur ihn und vielleicht noch zwei oder drei Kollegen gebe, die jetzt zur Trockenzeit durch die große Fluss Schleife fahren würden. Die meisten Steine sind unsichtbar knapp unter der Wasseroberfläche verborgen. Man muss den Xingu sehr genau kennen, um hier noch navigieren zu können. Der Xingu ist zwar an vielen Stellen doppelt so breit wie etwa der Rhein, aber auch sehr flach. Kleine Inseln, Büsche und Felsbrocken ragen aus dem Wasser. Sandbänke, natürliche Kanäle und Stromschnellen erschweren die Navigation.

Es ist Juli. 4.000 Kubikmeter Wasser strömen jetzt zur Trockenzeit pro Sekunde durch das Flussbett. Zur Regenzeit sind es schon mal 20.000. Wenn der Damm steht, sollen es normalerweise noch 700 Kubikmeter sein. Wie man dann noch hier langfahren soll? „Ich weiß es nicht“, sagt Ivo knapp.

Kurze Zeit später knarrt es laut. Auch Ivo, der sein Leben lang den Xingu befährt, kann sich nicht jeden Fels merken und bleibt an einem hängen. Erst am Tag zuvor war ein Boot gekentert. Mehrere Menschen wurden verletzt. Diesmal geht es glimpflicher aus. Die Schraube des Bootsmotors hat sich verzogen. Nach einer halben Stunde kann Ivo die Fahrt fortsetzen. Mit Verspätung erreicht das Boot das Juruna-Dorf Paquiçamba.

3. Die Herren der Großen Schleife

Ozimár Juruna wartet schon. Seit zwei Jahren ist er der Kazike, der Anführer des Dorfes. Er führt die Gäste durch das Dorf, entlang einfacher Holzhütten, bedeckt mit getrockneten Palmenwedeln. Es gibt eine Schule und einen staubigen Bolzplatz. Während die anderen auf einer Art Veranda essen, trägt Ozimár im Schatten eines Baumes geduldig die schwarze Farbe der Jenipapo-Frucht auf den Körper des jungen Kriegers Odimar auf. Die schwarze Farbe wird in rechteckigen Linien und in Wellen zu Mustern auf die Haut gemalt. Die Linien symbolisieren den Wald, die Wellen den Fluss an dem Ozimár Juruna und sein Stamm leben. „Das ist unsere Tradition“, sagt er. „Die Bemalung macht uns Juruna zu besseren Jägern. Sie schafft eine Verbindung zu den Tieren.“

Juruna, das bedeutet schwarzer Mund. Den Namen gaben den Juruna die Eindringlinge, die im 17. Jahrhundert in ihr Gebiet kamen. Der Name kommt von einer Tätowierung, die das Volk bis Mitte des 19. Jahrhunderts verwendete und die das Gesicht mit einem schwarzen Streifen durchzog. Sich selbst nannten die Juruna Yudjá, Herren des Flusses, was auf ihre Fähigkeiten als Kanufahrer und Fischer anspielte. In der Region lebten zwar noch die Völker der Xipaya und Curuaia. Die Juruna waren jedoch der mächtigste Stamm am Xingu, die Herren der Volta Grande, deren Legenden sagen, sie seien aus dem Fluss selbst entstanden.

Die Eindringlinge waren Brancos, Weiße, die langsam in das unwegsame Landesinnere Amazoniens vordrangen sowie fremde Indianerstämme aus den Küstenregionen des Nordostens Bahias und Pernambucos auf der Flucht vor portugiesischen Siedlern. Mit den Fremden begann das Leiden der Juruna. Die Eindringlinge töteten und versklavten sie. „Mein Volk wurde behandelt, als seien es keine menschlichen Wesen, sondern Tiere“, sagt Sheyla Juruna, eine der heutigen Führerinnen. Im 19. Jahrhundert kamen dann die Kautschukbarone. Aus dem Catuchu, dem „weinenden Baum“, ließen sie den milchigen Saft abzapfen, den Rohstoff für Gummi, den sie nach Europa exportierten. Über Jahrzehnte hatten die brasilianischen Kautschukbarone ein Monopol, mit dem sie unermessliche Reichtümer ansammelten. Sie

zwangen die Juruna auf ihren Farmen oder als Kautschuksammler zu arbeiten. Den Rest erledigte der von Süden, von Mato Grosso her, sich ausbreitende gefürchtete Kriegerstamm der Kayapó. Von noch 1842 gezählten 2.000 Juruna blieben gut einhundert Jahre später noch 37 übrig. Einige siedelten im Oberlauf des Xingu, die anderen verstreut in der Großen Flussschleife.

Ozimár Juruna zeigt auf ein Symbol, das er gerade fertig gestellt hat. Seine Finger sind schon ganz schwarz von der Jenipapo-Farbe. Es ist das Symbol für eine tracaja, eine Amazonasschildkröte. Welche Symbole er noch kennt? „Schlange, Fisch... es gab noch viele andere. Aber die sind schon vergessen“, sagt er. „Wenn der Fluss austrocknet und wir in die Stadt ziehen müssen, dann werden auch diese noch verschwinden.“

Vor einigen Jahren schlossen sich die in der Region lebenden Juruna zusammen und gründeten ein Dorf. Mit den Verwandten aus dem Oberlauf und einem anderen Dorf nahe Altamira gibt es inzwischen wieder an die 350 Juruna. 60 führt Ozimár in Paquiçamba an. Sie leben im Wesentlichen von der Jagd, vom Feld und vom Fischfang. Doch das stereotype Bild vom abgeschiedenen Indianer ist schief. Neben den Palmenhütten stehen riesige Satellitenschüsseln. Vor ein paar Jahren sponserte der staatliche Energie-riese Eletrobras Solarplatten. Seitdem gibt es abends Licht, ein Funkgerät und das Wichtigste, Telenovelas. Wie die Mehrheit der 190 Millionen Brasilianer versammeln sich auch die Juruna abends um acht vor dem Fernseher, um gemeinsam die Novela das Oito zu schauen – Herzschmerz aus den Luxusvororten Rio de Janeiros zweieinhalbtausend Kilometer entfernt mitten in Amazonien.

4. Brutale Veränderungen

Als Ozimár Juruna am nächsten Tag zu der offenen Hütte kommt, die auch als Schule benutzt wird, wartet dort schon Anthropologin Sônia Magalhães mit einer größeren Zahl an Menschen. Die Führer des Dorfes Boa Vista, Schöne Aussicht, das an einer Zufahrtsstraße in der Nähe von Altamira liegt, sind gekommen. Außerdem die Führer der Arara, des anderen Stammes, der hier in der Großen Schleife lebt. Konzentriert sitzen sie auf den Holzbänken und Stühlen, halten Stift und Zettel bereit und blicken zu Sônia Magalhães, die vor einem schwachen Beamer steht, der die große Xingu-Schleife zeigt.

Die Indigenen sind besorgt: Gerade ist die endgültige Erlaubnis der Umweltbehörde IBAMA für den Bau des Wasserkraftwerkes erteilt worden. Zuvor waren zwei Präsidenten der Umweltbehörde zurückgetreten, der Letzte im Januar 2011. Es heißt, der politische Druck auf sie sei sehr groß gewesen,

dem Bau von Belo Monte zuzustimmen. Dabei waren die eigenen, bei einer Vorlizenz von IBAMA, gestellten Bedingungen, um die negativen Folgen abzufedern, nur unzureichend erfüllt worden. Besonders der Minister für Minen und Energie, Edison Lobão, forderte dennoch lautstark die Genehmigung. Der neue Mann bei IBAMA, Curt Trennepohl, ließ sich kurz darauf dazu hinreißen, einer australischen Journalistin zu bestätigen, dass Brasilien nur das gleiche mit den Indianern mache, was die Australier schon den Aborigines angetan hätten. Seit Juni rollen nun die dicken Baumaschinen an, es kommen Ingenieure, Vermesser und Glücksritter auf Jobsuche. Tausende sind es schon und es werden jeden Tag mehr.

„Ich bin hier, um zu berichten, was die Folgen davon sind“, sagt Sônia Magalhães. Alles schaut gespannt zu der untersetzten Frau mit den roten Haaren und der Brille. Sônia Magalhães ist Professorin an der staatlichen Universität des Bundesstaates Pará. Seit 20 Jahren forscht sie im Bereich indigene Bevölkerungen, die von Staudämmen betroffen sind. Zudem hat sie eine Studie initiiert, die für einiges Aufsehen in Brasilien gesorgt hat. Darin durchleuchten 42 renommierte Wissenschaftler das Umweltgutachten der Regierung zum Bau des Staudamms – den Relatório de Impacto Ambiental, kurz RIMA, auf dessen Basis die Baugenehmigung erteilt wurde. Das Urteil dieses Painel de Especialistas, dieser Gruppe von Experten, ist vernichtend: Methoden, Quellen und Planungen seien nicht wissenschaftlich nachvollziehbar und damit ohne Aussage. Statt Wissen zu schaffen würde das Umweltgutachten nationale und internationale Literatur ignorieren, die gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Praktiken nicht reflektieren, die Auswirkungen auf betroffene Bevölkerungen unterschätzen, Zusammenhänge falsch interpretieren, Programme und Projekte zur Abmilderung negativer Folgen nicht spezifizieren. Von der Regierung wird die Studie jedoch ignoriert.

Sônia Magalhães wirft einige Bilder auf die weiße Leinwand. Darauf sind Altamira zu sehen und die Volta Grande. Dazwischen die größte der Stau-mauern – Pimental, mehr als sechs Kilometer breit. „Auf der einen Seite dieser Staumauer wird ein Stausee entstehen“, erklärt sie. Regenwald, Farmen und ein Teil von Altamira werden unter der Wasseroberfläche verschwinden. Bis zu 30.000 Menschen müssten umgesiedelt werden. „Südlich davon befinden wir uns. Die Wassermenge in der Volta Grande wird dann fünfmal weniger betragen.“ Welche Auswirkungen das haben wird, ist eine zentrale Frage in der Diskussion um dieses riesige Wasserkraftwerk.

Knapp 2.000 Kilometer südlich in der Hauptstadt Brasilia wird ein Direktor von Norte Energia ein paar Wochen später betonen, dass der Bau nichts an der Lebensweise der Indigenen in der Volta Grande ändern werde, da das Wasservolumen nicht unter 700 Kubikmeter pro Sekunde sinke.

Die 230-seitige Studie des Painel de Especialistas kommt zu einer anderen Schlussfolgerung: Die drastische Reduzierung des Wasservolumens werde dramatische Veränderungen für Pflanzen und Tiere mit sich bringen. Und damit auch für das Leben der Ureinwohner. Die größten Probleme werden laut Sônia Magalhães der fehlende Fisch und der gesunkene Grundwasserspiegel bereiten, der die Brunnen austrocknen lasse. „Die Situation der Juruna hier ist extrem beunruhigend“, sagt Sônia Magalhães. „Die Gesellschaft, in der die Indios heute leben, wird sich total verändern. Und das in einer sehr kurzen Zeit und in einer sehr brutalen Form.“

Als Sônia Magalhães ihren Vortrag beendet hat, blicken sich die Stammesführer schweigend an. Was tun? Ein paar junge Arara-Indianer haben das Gesicht mit Urucu eingerieben, roter Kriegsbemalung. „Wir sind im Krieg“, sagt Josenei Arara. „Wir werden kämpfen, zur Not bis zu unserem Tod.“ Die Alten gucken düster auf den staubtrockenen Boden. Sie wissen, dass der Gegner nicht mit Pfeil und Bogen zu besiegen ist.

5. Der Bischof und das Monstrum

Bootsführer Ivo stöhnt. Der Wasserstand ist durch die Trockenheit der letzten Tage noch weiter gesunken. Vier Stunden lang manövriert er das Motorboot im Zickzack zurück nach Altamira.

Vor der Stadt breitet sich der Xingu trotz Trockenzeit zur Größe eines Sees aus. Ivo kann jetzt endlich richtig Gas geben. Vorbei zur Linken an der Insel Arapujá, mit ihren Stränden, die irgendwann im Stausee verschwinden wird. Und zur Rechten die majestätische Anhöhe Alberto Soares, von der seit Wochen Rauch aufsteigt, weil Wohnungslose die Fläche Brandrodten. Ivo steuert auf die Mitte zu, die drei Kilometer lange Uferpromenade von Altamira, die Orla.

Dort liegt der Bischofssitz, die Prelazia. Der Platz davor wird von Kamearas überwacht. Hinter den hohen Mauern sitzen mehrere Sicherheitsleute vor einem hochmodernen Überwachungssystem. Es ist der Sitz von Bischof Erwin Kräutler, einer der größten Kritiker von Belo Monte. Der eingebürgerte Österreicher bezeichnet den Staudamm schon mal als „menschenverachtend“ oder als „wahnsinnig“.

Bischof Kräutler ist ein hochgewachsener freundlicher Mann von 72 Jahren. „Ob wir Portugiesisch oder Deutsch reden wollen? Das ist für mich das Gleiche“, sagt er mit österreichischem Akzent. „Ich bin seit 1965 hier, seit fast 50 Jahren.“ Dom Erwin nennen ihn die Leute in Altamira. Nach dem Studium von Philosophie und Theologie entschied er sich nach Brasilien zu gehen. 1980 machte ihn der Vatikan zum Bischof der Diözese Xingu

mit 500.000 Einwohnern und einer Fläche größer als Deutschland. „Damals sagten mir die Leute: Wir wollen keinen Schreibtischbischof, sondern einen, der hinaus geht und in seiner eigenen Haut spürt, was wir hier erleben. Und daran hab ich mich gehalten.“

1983, die Militärs regieren Brasilien, wird Kräutler bei einer Solidaritätsaktion für Arbeiter verprügelt und eingesperrt. Nach deren Sturz 1985 streitet Kräutler dafür, die Rechte der Indigenen in der neuen Verfassung zu verankern. Er tut dies als neuer Präsident des Indigenen Missionsrates, CIMI, der zur Brasilianischen Bischofskonferenz gehört. Das macht ihm mächtige Feinde. „Wir waren in der Zeit der Ausarbeitung der neuen Verfassung Opfer einer Verleumdungskampagne“, erzählt Kräutler. Die Anschuldigungen können sie widerlegen. Doch dann rammt 1987 ein Kleinlaster Kräutlers Auto frontal. Der Beifahrer, Pater Salvatore Deiana, stirbt. „Das Ziel war eigentlich ich“, sagt Erwin Kräutler völlig ruhig. Schwer verletzt überlebt er den Mordanschlag und liegt über einen Monat im Krankenhaus.

Aber sein Ziel erreichte der Kirchenmann: Die neue Verfassung vom 5. Oktober 1988 verankert in Paragraph 231 die Rechte der indigenen Völker Brasiliens, ihre soziale Organisation, Gewohnheiten, Sprachen, Glauben und Traditionen beizubehalten. Und er verpflichtet den Staat, das originäre Land der Indigenen und dessen Ressourcen zu schützen. Das heißt, niemand kann einfach über ihr Land bestimmen, ohne die Indigenen zu fragen.

Bischof Kräutler kämpft mit anderen weiter für die Rechte der Indigenen und den Schutz des Regenwaldes. 1995 wird sein Ordensbruder Hubert Mattle hier im Foyer der Prelazia ermordet. 2001 und 2005 sterben zwei weitere Aktivisten. Kräutler lebt seit 2006 unter Polizeischutz. Trotzdem: „Ich kann mir nicht vorstellen, einfach die Augen zu schließen vor Ängsten und vor Problemen, die die Leute hier haben. Als Bischof bin ich für sie verantwortlich“, sagt er. Für sein Engagement für Umwelt und Menschenrechte erhält Erwin Kräutler 2010 den alternativen Nobelpreis.

Viel dieses Engagements verbraucht er für den Kampf gegen „das Monster“, wie Kräutler das Wasserkraftwerk Belo Monte nennt. „Bereits in den 70er Jahren habe ich von einem Staudammprojekt gehört.“ Bis Ende der 70er Jahre studierten die Militärs das Potenzial für Wasserkraft im Xingu und nannten das Projekt Kararaô, ein Kriegsruf der Kayapó-Indianer. Sechs Staustufen sollte der Staudamm haben, fünf am Xingu, eine am Iriri, ein Fluss der nach 1.300 Kilometern in den Xingu mündet. Offiziell wurde der Plan jedoch erst 1987 vorgestellt, als José Sarney und seine liberal-demokratische Regierung an der Macht waren. Es kam Anfang 1988 zu einem wochenlangen Protest von Indigenen in Altamira. CIMI und ihr Präsident Erwin Kräutler leisteten logistische Unterstützung. Der Rockstar Sting gab aus Solidarität ein Konzert.

Doch es waren maßgeblich die Kayapó, die den Staudamm verhinderten. Sie sind der kriegerischste unter den Stämmen Brasiliens. Noch heute erzählen die alten Indios von den Metzeleien der Kayapó. Statt Guten Morgen sagt man in der Sprache der Juruna-Indianer: Hattest du eine ruhige Nacht. Das spielt darauf an, dass die Kayapó meist nachts die Dörfer überfielen. Noch heute sind sie der Stamm, der ihre Kultur am meisten vor den Weißen schützt. Den Kayapó ist der Xingu heilig. Sie würden ihn auch mit Gewalt verteidigen. Eine legendäre Szene zeigt die einzige bekannte weibliche Kayapó-Führerin, Tuíra, vor dem damals für das Projekt verantwortlichen Ingenieur, José Antônio Muniz Lopez. Der Oberkörper von Tuíra ist unbekleidet und stattdessen mit Kriegsbemalung dekoriert. Drei Mal streicht sie dem Ingenieur mit der stumpfen Seite ihrer Machete durchs Gesicht. José Lopez, der später der Präsident des staatlichen Energieriesen Eletrobras werden sollte, ist leichenblass. Das Bild geht um die Welt. Menschen im In- und Ausland solidarisieren sich mit den Indigenen. Das setzt die Weltbank unter Druck, die Brasilien einen 500 Millionen Dollar Kredit für den Bau in Aussicht gestellt hatte. Kräutler fliegt in die Schweiz und trifft sich mit Verantwortlichen. Nachdem er seine Bedenken vorgetragen hat, zieht das Institut den Kredit zurück. Der Damm ist Geschichte. Vorerst.

6. Superstar Brasilien

2002 zieht der nächste Präsident, Fernando Henrique Cardoso, den Plan wieder aus der Schublade. Er bekommt einen neuen Namen: Belo Monte, schöner Berg. Soziale Bewegungen laufen Sturm gegen das Projekt. Ganz vorn dabei der langjährige politische Gegner von Cardoso, der die letzte Wahl gegen ihn verloren hatte: Der ehemalige Gewerkschaftsführer und Chef der Arbeiterpartei Luiz Inácio da Silva, genannt Lula. Im gleichen Jahr gewinnt Lula die Präsidentenwahl und macht kurze Zeit später eine „chamäleonsche Metamorphose“ durch, sagt Bischof Kräutler. Kritik an Belo Monte lässt Lula nicht mehr zu. „Ich kann mir das nicht erklären. Wie kann man mit Heftigkeit für etwas sein, gegen das man vorher auf die Barrikaden gestiegen ist?“ Erwin Kräutler, der Lula häufig getroffen hat, schaut abwesend vor sich ins Leere.

Mit dem Namen Lula da Silva wird häufig der Aufstieg Brasiliens zum Global Player gleichgesetzt. Nachdem er 2002 im vierten Versuch das Präsidentenamt gewinnt, übernimmt Lula die Stabilitätspolitik von Cardoso. Sie ist das Fundament für Brasiliens Aufstieg zur siebtgrößten Volkswirtschaft der Welt. Mit seinen Sozialprogrammen wie Bolsa Familia holen Lula und seine Arbeiterpartei 20 Millionen Menschen aus der Armut. Fast

30 Millionen steigen in die konsumfreudige Mittelschicht auf. Sie tragen das Wirtschaftswachstum, zwei Drittel kommen von innen. 2010 waren es 7,5 Prozent. Schneller wachsen nur China und Indien. Für sie liefert Brasilien die Rohstoffe: Stahl, Eisenerz und Aluminium; die starke Landwirtschaft exportiert Zuckerrohr, Fleisch und Soja. Vor der südöstlichen Atlantikküste werden zudem riesige Rohöl- und Erdgasvorkommen entdeckt. Das Land richtet 2014 die Fußballweltmeisterschaft aus, 2016 die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro. Dann dürfte Brasilien Deutschland als fünftgrößte Volkswirtschaft abgelöst haben. Als Lula da Silva Ende 2010 den Präsidentenpalast Planalto an seine ausgewählte Nachfolgerin Dilma Rousseff übergibt, hat der brasilianische Übervater eine unglaubliche Zustimmungsrate von 80 Prozent.

7. Energie um jeden Preis

Aber ein Jahr zuvor zeigt sich, dass das Reich von Lula auch verwundbar ist. Am 10. November 2009 fällt um 22.13 Uhr Ortszeit in zehn brasilianischen Bundesstaaten sowie in Paraguay der Strom aus. Grund ist ein Übertragungsfehler im Kraftwerk Itaipú an der Grenze zu Paraguay. Es deckt den Strombedarf Brasiliens zu einem Fünftel und den von Paraguay zu neunzig Prozent. Ein Fehler der Übertragungsleitungen löst einen Dominoeffekt aus, sodass sich die 20 Generatoren automatisch abschalten. 60 Millionen Menschen versinken in Dunkelheit, 30 Millionen allein in Rio de Janeiro und São Paulo. Die Menschen stecken zwei Stunden lang in Metros und Fahrstühlen fest. Die Ampeln funktionieren nicht mehr, der Verkehr wird zum Chaos. Die Menschen sind geschockt. Internationale Investoren sorgen sich um die Sicherheit der Energieversorgung ihrer Fabriken.

Man hört viel vom Mega-Blackout 2009, wenn man nach der Begründung für Lulas Wandel vom Gegner zum Verfechter von Belo Monte fragt. Ein Sprecher des Ministeriums für Minen und Energie erzählt, dass sich seitdem alle Experten einig seien: Das Land müsse mehr Energie generieren, um die Versorgungssicherheit zu gewährleisten. Die Menschen sagen das, die man auf der Straße trifft. „Wir wollen einfach Strom für Licht, Kühlschrank und Fernseher“, meint eine Frau. Vielleicht deshalb gingen bei einer landesweiten Demonstration gegen Belo Monte gerade 2.000 Menschen auf die Straße. 2.000 von 190 Millionen Brazilianern.

„Blackout-Syndrom“ nennt Célio Bermann das. Als Professor am Institut für Elektrotechnik und Energie der Universität São Paulo mit einem Doktor in Energieplanung ist er einer der meist respektierten Energieexperten des Landes. Mit „Blackout-Syndrom“ meint er die Manipulation der brasi-

lianischen Bevölkerung durch die Regierung und durch die Interessen der Wirtschaft, die mehrheitlich hinter den Energieprojekten stehen, vor einem totalen Stromausfall.

8. Atomkraft auf faulem Stein

So werden selbst tot geglaubte Projekte reanimiert. Im Juni 2010 werden die Bauarbeiten am brasilianischen Nuklearreaktor Angra III wieder aufgenommen. Das Atomkraftwerk zwischen Rio de Janeiro und São Paulo geht noch zurück auf ein Abkommen zwischen der deutschen Regierung und dem brasilianischen Militärregime aus dem Jahr 1975 über die Lieferung der entsprechenden Bauteile. Die Arbeiten am Reaktor wurden 1986 wegen ökologischer und finanzieller Bedenken eingestellt. Die scheinen nun aber überwunden. Und auch die Atomkatastrophe im japanischen Fukushima im März 2011 ändert nichts an den Plänen der brasilianischen Regierung. Der zuständige Minister Edison Lobão bekundet: „Die Probleme der japanischen Kraftwerke werden unsere nicht haben. Unsere sind besser geschützt. Wir werden mit unserem Programm fortfahren.“

Auch Atomaussteigerland Deutschland ist wieder mit dabei. Im September 2011 beschließt die Bundesregierung eine Exportkreditgarantie, eine sogenannte Hermes-Bürgschaft, über 1,3 Milliarden Euro um sechs Monate zu verlängern. Danach soll ein Umweltgutachten über die finale Deckungszusage entscheiden. Zudem beteiligt sich die deutsche Firma Siemens am Bau. Umweltgruppen in Brasilien kritisieren den Standort des Kraftwerks. Die Gegend am Strand von Itaorna sei erdbeben- und erdrutschgefährdet. Itaorna stammt aus der Sprache der Guarani-Indios und bedeutet Verfallener Stein.

9. Der Dolchstoß ins Herz Amazoniens

„Wir brauchen Energie“, sagt Julio Barrios, „und die einzige wirkliche Alternative ist Wasserkraft.“ Julio Barrios arbeitet beim Forschungsinstitut für Ingenieurwissenschaften in Rio de Janeiro, COPE. Hier wird analysiert, wie Brasilien zukünftig Energie generieren könnte. Julio Barrios ärgert sich, dass es Menschen gebe, die gegen den Staudamm seien, aber kaum Informationen hätten. „Zum Beispiel wissen sie nicht, dass das Kilowatt Energie aus Wind- und Solaranlagen viel teurer würde, als aus Wasserkraft.“ Außerdem fehlten dem Land in dem Bereich zehn Jahre Forschung. „Die Haltbarkeit einer Solarplatte liegt bei 20 Jahren. Die Haltbarkeit einer Wasserkraftanlage? Ewig!“

Brasilien hat die Technik und die Ressource. Schon jetzt deckt das Land 80 Prozent seines Elektrizitätsbedarfs mit Wasserkraft, obwohl es weniger nutzt als ein Viertel des von der Regierung errechneten Gesamtpotentials. 260 Gigawatt sind das, mehr als die Hälfte davon in Amazonien. „Die globale Erwärmung dominiert Medien, allgemeines Verständnis und Wissenschaft“, sagt der Energieexperte Célio Bermann. „Wasserkraft erscheint als wunderbare Alternative, unabhängig vom Ort der Konstruktion und den Folgen, die sie verursacht.“

Zudem braucht Brasilien keine Weltbank mehr, die Kredite vergibt. Vom Schuldnerland ist es längst zum Kreditgeber geworden. Brasilien hat eine der größten Entwicklungsbanken der Welt, die Banco Nacional de Desenvolvimento Econômico Social, kurz BNDES. Sie gibt das Geld für Infrastrukturprojekte der Regierung. Gerade ist Lulas wichtigste wirtschaftspolitische Maßnahme verlängert worden – das Programm zur Beschleunigung des Wirtschaftswachstums, bekannt als PAC. Bis 2010 wurden bereits umgerechnet 380 Milliarden Euro investiert. PAC2 wird bis 2014 ein Finanzvolumen von weiteren umgerechnet 450 Milliarden Euro haben. Der Großteil davon geht in den Energiebereich, in den Bau von Wasserkraftwerken. 54 Stück sind in PAC2 geplant. Fast 48.000 Megawatt Energie sollen sie erzeugen können.

Kommt Belo Monte, kommen auch alle anderen, meint Erwin Kräutler. „Dann ist Amazonien am Ende! Belo Monte ist der Dolchstoß ins Herz Amazoniens!“

10. Nährboden für Korruption

Erwin Kräutler verabschiedet sich. Er muss eine Messe vorbereiten. Danach fliegt er zwei Tage nach São Paulo, Brasiliens größter Stadt, zu einem Podium, auf dem er gegen den Staudamm streiten will. Rechtzeitig zu einer großen Demo in ein paar Tagen will er aber wieder in Altamira sein. Draußen vor der Prelazia brennt die Sonne. Es ist früher Nachmittag. Jetzt im Juli sind es jeden Tag weit über 30 Grad, die Luftfeuchtigkeit liegt bei 75 Prozent. Das fühlt sich so schwül an wie in Deutschland kurz vor einem starken Sommergewitter. Nur regnet es nicht und das Wetter ist jeden Tag so. Denn es ist Trockenzeit.

Auf der Orla, der Hafensperrmauer, ist wenig los. Die Menschen sitzen um diese Zeit in ihren flachen sandsteinfarbenen Häusern vor dem Fernseher, Essen zu Mittag oder warten vor dem Ventilator, dass die Hitze erträglich wird. Ein paar hundert Meter die Orla runter liegt die regionale Zentrale von Norte Energia S.A. in Altamira, dem Betreiberkonsortium von Belo Monte. Darin haben sich verschiedene öffentliche und private Unternehmen

zusammengeschlossen. Kontrolliert wird es von der staatlichen Energiegesellschaft Eletrobras und ihren Tochterfirmen Eletronorte und CHESF. Und damit von der Regierung.

Im April 2010 gewann das Konsortium das Bieterverfahren um Bau und Betrieb des Wasserkraftwerks gegen nur einen Konkurrenten. Die brasilianische Regierung hatte den maximalen Strompreis je Megawatt auf umgerechnet 35 Euro gedeckelt, was rein privaten Bauriesen wie den Mischkonzernen Camargo Corrêa oder Odebrecht zu wenig lukrativ erschien. Norte Energia bekam den Zuschlag – aber auch Probleme mit den eigenen Investoren. Private Unternehmen innerhalb des Konsortiums wie die Baufirmen Queiroz Galvão und J. Malucelli stiegen aus dem Zusammenschluss aus. Kritiker sagen, Belo Monte sei auch ihnen zu unrentabel geworden. Ersetzt wurden sie durch staatliche Pensionsfonds, die nun 27,5 Prozent am Konsortium halten. Pensionsfonds sind der wenig bekannte verlängerte Arm der Regierung. Sie gehören zu den Staatsbanken wie der Banco do Brasil und haben einen Milliardeninvestitionsrahmen. Allein Previ, der Pensionsfonds der Banco do Brasil, beläuft sich auf 152 Milliarden Reais, rund 63 Milliarden Euro.

Im Juli 2011 stieg schließlich noch Vale in das Konsortium ein und übernahm neun Prozent von Norte Energia. Vale ist in Brasilien eher unter Rio Doce bekannt, der Kurzform des früheren Namens. Vale ist der zweitgrößte Bergbaukonzern der Welt. An dessen Aktienpaket wiederum hält der Pensionsfond der Banco do Brasil 16 Prozent, die brasilianische Entwicklungsbank BNDES 17 Prozent und der Staat 7 Prozent. Damit kontrolliert die Regierung das Unternehmen faktisch. Die Verflechtungen zwischen Regierung, Staatsbanken und Pensionsfonds sind häufig sehr unübersichtlich. Kritiker sehen sie als Nährboden für Korruption und Ineffizienz.

11. Taktik für mehr Megawatts

Im Eingangsbereich von Norte Energia ist es erfreulich kühl. Die Empfangshalle wird auch als Präsentationsraum genutzt. Indios lachen auf Bildern von der Wand. Daneben hängt ein Werbeposter für eine Kampagne gegen die Tropenkrankheit Malaria. Weiter hinten, vorbei an den Postern anderer Wasserkraftwerke wie Tucuruí im Süden des Bundesstaates Pará, ist ein Modell von Belo Monte aufgebaut.

Unter Glas sieht das Bauvorhaben zwischen all dem Grün der Wälder und dem Blau des Wassers ziemlich unbedeutend aus. Nach dem Desaster mit Kararaô wurde nicht nur der Name, sondern auch das Projekt neu konzipiert: aus den original sechs Staustufen wurde eine. Die Größe des überfluteten Stauseegebietes wurde auf fast ein Drittel reduziert. Insgesamt 540

Quadratkilometer. Das entspricht aber noch immer der Größe des Bodensees. Drei Dämme, zahlreiche Deiche und Kanäle sollen dem Wasser die nötige Kraft geben, um die 20 Wasserturbinen anzutreiben. Die Kosten dafür belaufen sich nach offiziellen Angaben auf umgerechnet 11 Milliarden Euro. An der Lieferung der technischen Teile verdienen die Europäer mit. Darunter sind auch die deutschen Firmen Voith und wiederum Siemens.

Allerdings ist die Rentabilität durchaus umstritten. Nur drei Monate im Jahr wären die Turbinen wirklich ausgelastet. Dann, wenn es ausreichend geregnet hat und der Xingu genügend Wasser führt. Im Sommer reduziert sich das Volumen jedoch drastisch. Statt der maximalen Auslastung von 11.233 Megawatt wird Belo Monte nur 40 Prozent erreichen, rund 4.500 Megawatt.

Modellrechnungen von Wissenschaftlern des Painel de Especialistas sowie des Conservation Strategy Fund, einer internationalen Umwelt-NGO, ergeben, dass Belo Monte nur eine geringe Chance hat, wirtschaftlich rentabel zu sein. José Herrera, Ökonomieprofessor an der staatlichen Universität Pará zieht ein klares Fazit: „Berechnet man die sozioökologischen Kosten mit, haben wir eine Investition, die sich nicht lohnt. Belo Monte wäre nur rentabel, wenn man mehr Megawatt erzeugen könnte.“

Doch das würde nur durch weitere Staustufen gehen, weitere Flutungen von Landstrichen, weitere Umsiedlungen. Bischof Kräutler hatte erzählt, dass er die Pläne dafür bei einem Treffen bereits gesehen habe. Es gehe bei Belo Monte um mehr Staustufen als eine. Allerdings hat der brasilianische Ausschuss für nationale Energiepolitik, eine Ministerrunde, im Juli 2008 eine Resolution verabschiedet, nach der in den nächsten Jahren kein weiterer Staudamm am Xingu gebaut werden darf. Darauf wird sich auch der Direktor von Norte Energia ein paar Wochen später immer wieder berufen. Das Painel de Especialistas sieht darin „eine Taktik des Energiesektors“. Sie hätten die Zulassung des Baus beschleunigen wollen um hinterher zu argumentieren, man habe immerhin schon Milliarden an öffentlichem Geld investiert. Damit Belo Monte rentabel würde, müsse man nun doch weitere Staustufen bauen.

Ähnlich sieht es der Energieexperte Célio Bermann. In einem Zeitungsinterview sagte er, man müsse die „Gesamtheit der Projekte“ betrachten. Sie beinhalteten neben Belo Monte vier weitere Staustufen: Altamira, Ipixuna, Krokaimoro und Jarina. „In Wirklichkeit bedeutet das, den Xingu in eine riesige Produktionsstätte für Megawatts zu verwandeln.“

12. Der Platzhirsch und die Methan-Schleuder

Die Dame vom Empfang kommt quer durch die Präsentationshalle von Norte Energia zum Belo-Monte-Modell. „Cora ist leider immer noch nicht

zu erreichen“, sagt sie. Cora Catalina arbeitet bei einem Marketingunternehmen namens Santafé Idéias, an das Norte Energia die Pressearbeit ausgelagert hat. Sie organisiert die Werbetouren für die mehr oder weniger gut informierten Journalisten, die hierher nach Altamira kommen. Informationen oder gar Interviews kann man nicht von ihr erwarten. Manchmal lässt sie Journalisten auf die Baustelle, wo gerade Unterkünfte für 5.000 Arbeiter gebaut werden. Ein Vorgeschmack auf das, was kommen soll. Meistens ist sie jedoch schlecht bis gar nicht zu erreichen.

Der Fokus der Pressearbeit liegt klar auf nationalen Medien. „Ich weiß, dass Sie verabredet waren“, sagt die Dame vom Empfang, „aber Sie wissen ja, Globo ... Wollen Sie weiter warten?“ Rede Globo ist unter den Medienhäusern in Brasilien der Platzhirsch. Das privatwirtschaftliche Medienimperium erreicht mit seinen TV-Sendern, Radiostationen, der auflagenstärksten Tageszeitung, Zeitschriften und Internetangeboten täglich 150 Millionen Brasilianer und erwirtschaftet 75 Prozent aller Werbeeinnahmen. Quotenstärkstes tägliches TV-Nachrichten-Magazin ist das Jornal Nacional, eine Art Tagesschau des Privatsenders. Die Empfangsdame erzählt, dass sie eine dreiteilige Serie über Belo Monte drehen wollten und gerade ein Kamerteam aus der Hauptstadt Brasilia hierher in die Provinz geschickt hätten. Es sei sicher zu verstehen, dass Cora gerade sehr beschäftigt sei.

Am Ausgang hängt ein Plakat von Norte Energia. Darauf steht: „Unsere Vision ist es, 2020 das größte globale Unternehmen für saubere Energie bei vergleichbarer Rentabilität zu sein.“ Brasilien brüstet sich damit, fast die Hälfte seines Verbrauchs aus erneuerbaren Energien zu gewinnen, will diesen Wert noch steigern und richtet 2012 selbstbewusst die UN-Konferenz für nachhaltige Entwicklung Rio+20 aus. Der Großteil dieser sauberen Energie stammt aus Wasserkraft – das Hauptargument für den Bau neuer Kraftwerke.

Der US-Biologe Philip Fearnside vom brasilianischen Nationalinstitut für spezielle Studien in Manaus, INPE, belegte jedoch vor kurzem, dass Stauseen erheblich zum Treibhauseffekt beitragen. Unter Wasser verfaulen die nicht gefällten Wälder und das Wurzelwerk. Dadurch entsteht Methan, das ein Vielfaches stärker zum Treibhauseffekt beiträgt als Kohlendioxid. Die Seen geben die Gase an die Umwelt ab, die Turbinen beschleunigen diesen Prozess noch. „Methan-Fabriken“ nennt Fearnside das. Er hat errechnet, dass die beiden Stauseen von Belo Monte so umweltschädlich sein werden wie die Mega-City São Paulo mit ihren Fabriken und den Autos von zwölf Millionen Einwohnern.

Dieses Detail wird in dem 3-Teiler von Globo aber nicht vorkommen. Auch die politische und wirtschaftliche Dimension wird darauf reduziert, dass Brasiliens Wachstum am Energietropf hängt. Will man die Bedeutung

von Belo Monte verstehen, muss man daher ins Zentrum der Macht, in die Hauptstadt Brasilia.

13. Brasilia – der abgehobene Schmetterling

Das Hauptquartier von Norte Energia in Brasilia befindet sich im zehnten Stockwerk des Centro Empresarial Varig, einem zusammenhängenden, viertürmigen Wolkenkratzer im besten Unternehmerviertel der Hauptstadt. Der Weg dahin führt über den Eixo monumental, die monumentale Achse, an deren Ende zur Rechten und Linken 18 gleich große Gebäude stehen, in denen sich die Bundesministerien befinden. An ihrer Spitze liegt das futuristische Gebäude des Nationalkongresses.

Entworfen wurde es vom Architekten Oscar Niemeyer, wie alle wichtigen Gebäude der Stadt. Denn Brasilia entstand auf dem Reißbrett. Sie war ein Versprechen an das brasilianische Volk vom Ende des 19. Jahrhunderts, die Hauptstadt weg von Rio de Janeiro ins Landesinnere zu transferieren. In den 1950er Jahren ließ der damalige Präsident Juscelino Kubitschek die Stadt in nur 41 Monaten bauen. 1960 wurde Brasilia Hauptstadt, 1987 UNESCO-Weltkulturerbe.

Auf dem Stadtplan erinnert die Anordnung der Gebäude mit Kopf, Rumpf und Flügeln an die Form eines Flugzeuges – weshalb selbst viele Bewohner Brasílias dies für die Entwurfsidee des Stadtplaners Lucio Costa halten. Der schimpfte aber in seinem letzten Interview 2005, diese Vorstellung sei lächerlich. Die Form ähnele vielmehr der eines Schmetterlings. Nicht bedacht hatte Costa jedoch die einfachen Menschen, die Bauarbeiter, die Busfahrer, die Supermarktkassierer. Für sie war bei der Planung kein Platz vorgesehen. Also bildeten sich rund um den Schmetterling riesige Satellitenstädte – teilweise größer als die Kernstadt.

Dennoch scheint das Bild des Flugzeuges ganz gut zu passen. Kritiker sagen, Brasilia sei ein abgehobenes Zentrum der Macht, ohne Kontakt zur richtigen Welt. Unbestritten werden hier zumindest die wirtschaftlichen und politischen Entscheidungen des Landes getroffen. Und es ist einiges anders als in anderen Landesteilen: Brasilia ist aufgeräumt, ordentlich, die Menschen pünktlich. Autofahrer halten tatsächlich an Zebrastreifen, die Preise sind enorm. Ein weit verzweigtes Straßennetz führt zu Adressen, die nicht aus Namen, sondern aus Nummern und Buchstaben bestehen.

SCN, Abschnitt 4, Block B, Etage 10 lautet die Adresse von Norte Energia. Das Gebäude liegt abgehend vom Eixo monumental im Nordflügel des flugzeugförmigen Schmetterlings. In dieser Gegend residieren die wichtigsten Wirtschaftsunternehmen des Landes. Die Pressesprecherin von Norte

Energia, Andressa, ist wesentlich zugänglicher als ihre Kollegin in Altamira. Leider gebe es aber nur ein Zeitfenster von 15 bis 20 Minuten, um mit dem Direktor für institutionelle Beziehungen zu sprechen, erklärt sie vorher. Es werden dann aber doch 40 Minuten, in denen sich João dos Reis Pimentel über das ungerechte, einseitige Bild, das im Ausland von Belo Monte entstehe, in Rage redet.

14. Nachhaltige Entwicklung oder blinde Unterwerfung?

João dos Reis Pimentel ist studierter Bauingenieur mit Spezialisierung in Erdöltechnik und Business Administration. Seit August 2010 führt er als einer von sieben Direktoren Norte Energia. Davor arbeitete er bei dem privaten Energieunternehmen Neoenergia S.A. im Bereich Energiegewinnung. Außerdem war er früher schon bei der staatlichen Erdölagentur ANP, die für die Regulierung des Ölsektors zuständig ist, in der Mineralienabteilung des Innenministeriums, sowie beim staatlichen Energieriesen Eletrobras.

Fraglos kennt sich João Pimentel im Bereich Energiegewinnung aus. Für ihn ist die ganze Diskussion eine Sache zwischen jenen, die für den Fortschritt sind und jenen, die sich dagegen stemmen. „Wir Brasilianer können alle kollektiven Selbstmord begehen und das Land den Papageien und Jaguaren überlassen oder wir sorgen für eine nachhaltige Entwicklung“, sagt er. Das Projekt sei 30 Jahre studiert und modifiziert worden, um möglichst geringe negative Auswirkungen zu verursachen. Brasilien habe ein Recht auf Zugang zu Elektrizität, denn Elektrizität sei Komfort. 23 Millionen Haushalte würden so zu einem günstigen Preis mit Elektrizität versorgt.

Wolle das Land weiter wachsen, müsse es pro Jahr 4,5 Prozent mehr Energie erzeugen oder auf dem Weltmarkt kaufen, sagt Pimentel. Laut Berechnungen würde das Brasilien vier Milliarden Reais kosten, knapp 1,7 Milliarden Euro. Jedes Jahr! Das Fazit von João dos Reis Pimentel ist einfach: „Wäre es nicht Belo Monte, wäre es Nuklearenergie oder Kohle.“

Die Bilanz des Energieexperten Célio Bermann sieht anders aus. Dem Magazin Epoca sagte er, dass ein Drittel aller in Brasilien produzierter Energie heute in die sechs energieintensivsten Industriesektoren flösse. Vier davon dienten vorwiegend dem Export: Cellulose, Eisenlegierungen, Stahl, Aluminium. Dort würden sie weiterverarbeitet. Die Tendenz ist steigend: „Die Produktion von Aluminium wird sich in den nächsten zehn Jahren verdoppeln, die Produktion von Stahl verdreifachen, Cellulose um den Faktor drei multiplizieren“, so Berman.

Philip Fearnside vom nationalen Institut für Amazonasforschung schreibt in der Studie des Painel de Especialistas: Der große Gewinner wäre China.

Bei einem Präsidententreffen 2004 hätten Hu Jintao und Lula da Silva die Implementierung der größten Aluminiumoxidfabrik der Welt beschlossen.

Aluminiumoxid ist das Zwischenprodukt bei der energieintensiven Umwandlung des Rohstoffs Bauxit zu Aluminium. Eines der weltweit größten Bauxit-Vorkommen befindet sich im Bundesstaat Pará, wo das Mineral in riesigen Tagebauflächen abgetragen wird. Durch Erhitzung entsteht in Raffinerien zunächst Aluminiumoxid. In Schmelzen wird das dann unter 1.000 Grad zu metallischem Aluminium weiterverarbeitet. Zur Herstellung einer Tonne des Metalls benötigt man etwa 15 bis 16 tausend Kilowattstunden elektrische Energie. Zum Vergleich: Der Durchschnittsbrasilianer verbraucht etwa 180 Kilowattstunden pro Monat.

Bei Fertigstellung soll die Fabrik im Norden des Bundesstaates laut Fearnside jährlich 10 Millionen Tonnen Aluminiumoxid für den Export nach China liefern. Dazu kommen Fabriken eines japanisch-brasilianischen Unternehmens, das sieben Millionen Tonnen pro Jahr erzeugt und eines amerikanischen Unternehmens mit vergleichsweise bescheidenen 800.000 Tonnen jährlich. Brasiliens Bodenschätze füttern den Rohstoffhunger der Industrie- und Schwellenländer.

Gemeinsam hätte Aluminium mit den anderen Primärindustrien Cellulose, Eisenlegierungen und Stahl, dass sie extrem viel Energie verbrauchten, extrem umweltschädlich seien und nur wenige Arbeitsplätze generierten, sagt Célio Bermann. Die blinde Unterwerfung unter die Forderungen des internationalen Marktes gehe einher mit der verzweifeltten Angst im Land vor einer Energiekrise. „Es ist aber nicht wahr, dass wir vor einem Energiekollaps stehen. Wir haben genug Energie. Wir müssen nur die Priorität darauf legen, die Lebensqualität der Bevölkerung dadurch zu erhöhen, dass wir ihnen ausreichend Strom zur Verfügung stellen. Und nicht den energieintensiven Unternehmen!“

15. Respektlosigkeit einer Diktatur

Wenn man auf die internationale Kritik am Staudammprojekt Belo Monte zu sprechen kommt, wird João Pimentel sehr schmallippig. Die größten Gegner von Belo Monte seien einseitige Informationen. „Sie werden mit Absicht verbreitet, um den Fortschritt des Projektes zu behindern und damit das Wachstum des Landes.“ Brasilien werde wichtiger im globalen Szenario. „Und das stört! Das stört Leute, die Brasilien nicht wachsen sehen wollten.“ Wer die Leute sind, sagt João Pimentel nicht, aber, dass der Brasilianer im Durchschnitt dreimal weniger Energie verbrauche, als ein Deutscher.

Ähnlich ist die Formulierung ein paar hundert Meter weiter im Ministerium für Minen und Energie. Inoffiziell heißt es, die Europäer hätten kein Recht jetzt die Schäden an der Umwelt zu reklamieren, nachdem sie selbst keine Skrupel gehabt hätten, die Umwelt für ihre Industrialisierung zu zerstören.

Brasilien reagiert sensibel auf Kritik von außen. Nachdem im Frühjahr 2010 der Hollywoodregisseur James Cameron die Planungen von Belo Monte kritisiert hatte, verbat sich der damalige Präsident Lula da Silva jegliche Einmischung von Gringos, wie Ausländer in Brasilien genannte werden: „Ab und zu kommt ein Gringo vorbei und gibt seinen Senf ab über Brasilien“, so Lula. „Wir müssen der Welt zeigen, dass niemand mehr als wir unseren Urwald schützen will. Aber er gehört uns. Und nicht ein einziger Gringo hat seine Nase in unsere Angelegenheit zu stecken, denn wir können uns selbst um unseren Wald und unseren Fortschritt kümmern.“

2011 sorgte Lulas Nachfolgerin Dilma Rousseff für einen interamerikanischen Affront. Im April hatte die Menschenrechtskommission der Organisation Amerikanischer Staaten gefordert, den Genehmigungsprozess und die Baumaßnahmen für Belo Monte zu stoppen. Leben und physische Integrität der indigenen Völker des Xingu-Beckens seien bedroht. Daraufhin zog Rousseff ihren Repräsentanten aus Washington ab, kündigte den Ausstieg Brasiliens aus der Organisation für 2012 an und strich die Zahlung des Mitgliedsbeitrags in Höhe von umgerechnet knapp 600 Millionen Euro. Eine Anhörung im Oktober 2011 zum nicht erfolgten Baustopp ignorierte die brasilianische Regierung. So etwas hatte es zuvor noch nie gegeben. Eine renommierte brasilianische Journalistin verglich die Respektlosigkeit Brasiliens gegenüber der internationalen Organisation mit dem Verhalten von Diktaturen.

16. Spiel um Geld und Macht

In Brasiliens Machtzentrum ist alles nur einen Steinwurf voneinander entfernt. Vom Ministerium für Minen und Energie zum Nationalkongress kann man laufen. Dahinter schließt sich der Platz der drei Mächte an, der Praça dos Três Poderes. Er vereinigt den Kongress, den Präsidentenpalast Planalto sowie den Bundesgerichtshof. Und nicht nur geographisch ist vieles eng beieinander. Im großen Spiel um Geld und Macht fallen immer wieder die gleichen Namen aus der Führungselite – und der Spielball heißt Belo Monte.

Wichtigster Akteur in diesem Spiel ist der allmächtige Senatspräsident José Sarney. Ab 1985 war er der erste Präsident des Landes nach 21-jähriger Militärdiktatur. Unter seiner Ägide sollte der Vorläufer von Belo Monte gebaut werden, was durch breiten Protest und die Bedenken der Weltbank

verhindert wurde. Er gehört zur Partei PMDB, der Demokratischen Bewegung Brasiliens, einer Vereinigung von Regionalfürsten aus den Bundesstaaten. Nach seiner Amtsniederlegung blieb Sarney einer der mächtigsten Männer des Landes. Drei Mal wurde er zwischen 1995 und 2010 zum Senatspräsidenten gewählt. Auch Skandale wegen dunkler Geschäfte und Vetternwirtschaft konnten ihm nichts anhaben. 2011 wurde er ein viertes Mal vereidigt.

Nach dem Wahlerfolg Lulas 2003 entwickelte sich eine seltsame Symbiose zwischen dem ehemaligen Arbeiterführer und Sarney. Vielleicht weil Sarney beste Verbindungen zu den großen Wirtschaftsunternehmen sowie in die Staatsbetriebe Eletronorte und Eletrobras nachgesagt werden. Sarney nannte den Linken schon mal „mein Freund im Glauben, mein Bruder, mein Kamerad“. Lula brauchte die Unterstützung der brasilianischen Wirtschaft. Sarney und die PMDB brauchten Lula, weil sie nicht „von den Zitzen der Kuh“, wie es Célio Bermann nennt, lassen wollten – dem Zentrum der Macht. Energieexperte Bermann war im ersten Jahr Sprecher der damaligen Ministerin für Minen und Energie, Dilma Rousseff, der heutigen Staatschefin. Heute nennt er die Staatsführung die Regierungen Lula/Sarney und Rousseff/Sarney, was auf die gegenseitige Abhängigkeit hindeutet.

Dilma Rousseffs Nachfolger im Ministerium wurde 2008 ein langjähriger Vertrauter von Sarney, Edison Lobão von der PMDB, obwohl ihm fachliche Defizite nachgesagt werden. An die Spitze des staatlichen Energieriesen Eletrobras, der Norte Energia de facto kontrolliert, rückte im gleichen Jahre José Antonio Muniz Lopes. Auch er gehört zur Gefolgschaft Sarneys. Schon 1989 war es Lopes, dem die Indianerführerin Tuíra die stumpfe Seite ihres Messers über die Wange gezogen hatte. Lopes war damals der verantwortliche Ingenieur für das Staudammprojekt am Xingu gewesen – unter dem damaligen Staatspräsidenten – José Sarney.

Zu den größten Spendern der PMDB gehören die Konzerne Odebrecht, Andrade Gutierrez und Camargo Corrêa, Baukonzerne, die früh aus dem Bieterverfahren um Belo Monte ausgestiegen waren, weil ihnen der Betrieb des Wasserkraftwerks nicht lukrativ genug erschien. Am Bau sind sie jedoch beteiligt. Und der verursacht die meisten Kosten. 2006 wurde das Projekt mit 4,5 Milliarden brasilianischen Reais beziffert, umgerechnet knapp 2 Milliarden Euro. Heute sind es laut João Pimentel offiziell 26 Milliarden Reais, 11 Milliarden Euro. In fünf Jahren stieg der Wert des Staudamms also um umgerechnet mindestens neun Milliarden Euro. 80 Prozent davon werden aus öffentlicher Hand bezahlt. Célio Bermann rechnet gar mit umgerechnet mindestens 13 Milliarden Euro, die das Projekt kosten wird. Im Grunde gehe es darum, sagt er, dass „Unternehmen mit dem Staudambau sehr viel Geld in sehr kurzer Zeit verdienen werden“.

17. Mit weniger arrogantem Blick

Viele nannten sie die letzte Hoffnung für das Amazonasgebiet, die Politikerin Marina Silva. Will man die Naturschutzikone Brasiliens treffen, muss man in Brasilia inzwischen fast sinnbildlich vom Zentrum der Macht zu den Randbezirken. Vom Platz der drei Mächte fährt man vorbei an den gleichförmigen Ministerien, vorbei am Wolkenkratzer von Norte Energia bis zum Ende des Nordflügels. Hier im Tagungszentrum eines ehemaligen Klosters versammelt Marina Silva ein kleines Team, um über die Zukunft zu beraten.

Rückblick: Als Marina Silva mit 15 Jahren in Rio Branco, einer Provinzhauptstadt des Amazonasgebietes ankommt, kann sie weder lesen noch schreiben. Gesundheitlich geht es ihr schlecht, sie hat die Tropenkrankheit Malaria. Deshalb verließ sie die Kautschuksiedlung, in der die Familie lebt. Bereits im Jahr zuvor war die Mutter an verschiedenen Krankheiten verstorben, ebenso wie drei Geschwister – Folge fehlender Gesundheitsversorgung. In Rio Branco lernt Marina Silva mit 16 Jahren lesen und schreiben, mit 26 hat sie einen Universitätsabschluss in Geschichte, spezialisiert sich danach in Psychoanalyse und Psychopädagogik. Zum Ende der Ära der Militärdiktatur in den 80er Jahren schließt sie sich linken Organisationen an, die später in der Arbeiterpartei, PT, aufgehen. Mit 36 Jahren ist Marina Silva jüngstes Mitglied der Geschichte im brasilianischen Senat.

Mit dem Wahlsieg der PT im Jahr 2003 ernennt sie der neue Staatschef Lula zur Umweltministerin. Marina, wie sie in Brasilien nur genannt wird, redet viel von nachhaltiger Umweltpolitik, Biodiversität und Schutz des Amazonas. Und sie gerät zunehmend in Konflikt mit Lula und seinen anderen Ministern. 2008 gibt sie entnervt auf. Gegen ihren Willen wird ein Entwicklungsprogramm für Amazonien durchgeboxt. Der Plano Amazônia Sustentável, PAS, verankert zwar die Förderung nachhaltiger Entwicklung, sieht aber auch die Ausbeutung der Ressourcen vor – zusätzliche Aluminiumschmelzen, Flächen für Sojaanbau und Rinderzucht sowie Wasserkraftwerke.

Im Präsidentschaftswahlkampf 2010 tritt Marina Silva für die grüne Partei, PV, als Gegenkandidatin der von Lula protegierten Bewerberin Dilma Rousseff an. Unerwartet holt sie aus dem Stand fast 20 Prozent der Wählerstimmen und sorgt dafür, dass Rousseff in einen zweiten Wahlgang muss. Im Juni 2011 verlässt Marina Silva überraschend die PV, um eine „breitere Bewegung“ zu schaffen, wie sie sagt.

Im Garten des ehemaligen Klosters erzählt Marina Silva leise und konzentriert über die Loslösung der Politik von der Gesellschaft. „In diesem Moment erleben wir eine zivilisatorische Krise, eine Wertekrise“, sagt Marina Silva. Das gelte nicht nur für Belo Monte. „Wir haben keine ethische Verabredung, wie wir unsere Technologie dazu verwenden, Lebensqualität

zu generieren, anstatt mehr Reichtum für einige Wenige und Nachteile für den großen Rest.“ Global gesehen plädiert sie dafür, die Priorität auf Nachhaltigkeit zu legen, nicht auf alleiniges Wachstum. Und sie fordert mehr zivilisatorische Demut. „Nachhaltige Entwicklung ist eine Art die Dinge zu tun, es ist eine Art zu sein. Das erfordert einen Blick, der mit Sicherheit kooperativer ist, ein demütiger Blick, großzügiger und weniger arrogant.“

Mit ihren Mitarbeitern plant Marina Silva ein Institut, das ihren Namen trägt. Hier sollen die langfristigen Fragen der Nation von einer breiten Bewegung aus Politikern, Akademikern, Sozial- und Jugendbewegungen diskutiert werden. „Das Institut ist eine bescheidene Organisation, mit der ich die Perspektive habe, die nächsten 30-40 Jahre einen Beitrag zu leisten. Ich bin ja erst 53 Jahre alt“, sagt sie und lächelt.

Den Menschen in Altamira, wo der Staudamm Belo Monte gebaut werden soll, rät sie: „Wir müssen Widerstand leisten! Auf der ganzen Welt kämpfen Menschen für ihre Rechte. In Brasilien sind das unsere Kämpfe. Die Gesellschaft muss aufhören, Zuschauer der Politik zu sein.“

18. Hoffnung statt Widerstand

Viele Aktivisten der NGOs in Brasilia schauen dabei auf Altamira, wo der Kampf zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und Menschenrechten ausgefochten wird.

Am Rand der staubigen 100.000-Einwohnerstadt am Ufer des Xingu im Amazonasgebiet gibt es einen Aussichtspunkt, von dem man einen Blick über die ganze Stadt hat. Bis zum Horizont und darüber hinaus gehört das Umland zu Altamira. Das Gebiet umfasst knapp 160.000 Quadratkilometer. Damit ist es flächenmäßig größer als Irland und die zweitgrößte Gemeinde weltweit. Die Stadt Altamira wurde offiziell 1911 gegründet. Aber erst mit der Eröffnung der Transamazônica in den 70er Jahren, jener rötlich-staubigen Piste, die sich 5.000 Kilometer durch das Amazonasgebiet zwingt, wuchs sie zur südlichen Provinzhauptstadt des Bundesstaats Pará.

Über der Stadt hängt der bittere Geruch trocknenden Kakaos. Daneben werden Agrarprodukte wie Reis, Bohnen und Kastanien hier produziert. Industrie gibt es kaum. Vor ein paar Jahren noch war Altamira ein verschlafenes kleines Städtchen. Seit der Baugenehmigung für Belo Monte ändert sich der Lebensalltag der Altamirenses rasant. Jeden Tag kommen 3.000 neue Arbeiter, viele aus dem noch ärmeren Norden, Ingenieure aus den Großstädten, ausländische Forscher und Journalisten. „Wir werden von einer neuen Welle der Kolonialisierung überrollt“, sagt Renan Correia, ein Student. Die Zahl der Autos stieg um 80 Prozent in Straßen, die zum Teil weder Beschil-

derung noch Fußgängerwege haben. Das Verkehrschaos können auch die über 100 Ampeln nicht bändigen, die Norte Energia hat aufstellen lassen. Die Stadt platzt aus allen Nähten.

Nur ein kleiner Aufkleber an der Tür weist Besucher darauf hin, dass sich dahinter das Büro von Xingu Vivo Para Sempre befindet. Die NGO, die man mit „ewig lebender Xingu“ übersetzen kann, ist das Zentrum des Widerstands gegen den Bau des Wasserkraftwerkes Belo Monte. 2008 schlossen sich dafür Sozialbewegungen, katholische Kirche und Indianervertreter zusammen.

Die Räume im zweiten Stock sind ziemlich dunkel. An den Wänden hängen viele Plakate, zwei Frauen sitzen an einem Computer, aber das Internet ist schon wieder ausgefallen. Der Widerstand besteht nur aus einer handvoll Menschen. Einer von ihnen ist Ruy Sposati. Ruy stammt aus São Paulo und macht seit zwei Jahren hier die Pressearbeit. „Die Wahrheit ist, dass wir kein Geld haben!“ sagt er. Alle mächtigen ökonomischen Gruppen sind auf Seiten der Konstruktion.“ Niemand kläre auf, da alle lokalen Medien in der Hand von Leuten seien, die direkt von Belo Monte profitierten. „Die Mehrheit der Leute lebt in einfachsten Verhältnissen. Deshalb weckt so eine große Investition Hoffnung.“

Es gibt noch einen zweiten Hügel in Altamira mit atemberaubender Aussicht – die Anhöhe Alberto Soares. Man sieht den Xingu, die Bucht von Altamira und die Stadt selbst. Es riecht hier nach Holzkohle – Ergebnis wochenlanger Brandrodung. Die tropischen Hölzer haben Menschen abgefackelt und aus den Resten angefangen Hütten zu bauen, Pfade anzulegen. Die Anhöhe Alberto Soares wurde besetzt, wie andere Gebiete auch. 300 Familien sollen es gewesen sein, rund 1.000 Menschen. Dann kam die Polizei und riss alles wieder nieder.

Jetzt sind hier kaum noch Leute. Vereinzelt stehen noch fragile Fassaden von Holzhütten. Stattdessen haben die Menschen Schilder mit ihren Namen beschriftet und angebracht, um ihren Anspruch zu markieren. Einer der letzten Menschen ist Senhor Manuel, ein Herr im hohen Alter. Er wollte nachschauen, wo sein Sohn hoffentlich bald mit seiner Familie wohnen wird. Der Sohn mache gerade einen Kurs als Traktorfahrer in der Hoffnung, dann einen Job bei Norte Energia zu bekommen.

In der Nähe ist das Ausbildungszentrum von Norte Energia, in dem gerade 50 Plätze angeboten werden, um sich als Schweißer ausbilden zu lassen. Außerdem sind Kurse für fast 400 Maurer, Reeder und Baggerfahrer geplant. 18.000 direkte Arbeitsplätze und 80.000 indirekte hat die Regierung versprochen. „Die wichtigen Jobs im Bereich Ingenieurwesen, Techniker, Administration sind mit Leuten von außerhalb belegt“, sagt Raquel Lopes, eine für die Entwicklung der Region engagierte Professorin der staatlichen

Universität. Davon habe man hier nichts. „Die hier generierten Jobs werden alle im Baubereich sein. Die Männer arbeiten in Schichten und bilden sich nicht weiter.“ Maximal zehn Jahre würden sie eine Stelle haben. „Wenn die Bauarbeiten abgeschlossen sind, werden sie ihre Jobs verlieren und keine Ausbildung haben, um auf den Arbeitsmarkt zurückzukehren.“ Das eigene Umweltgutachten von Regierung und Norte Energia rechnet mit einem Zustrom von 100.000 Arbeitern, von denen erfahrungsgemäß ein Drittel in der Region bleiben würde. „Und wie sollen wir die bitte integrieren?“, fragt die Professorin.

19. Protestcamp vorm Rathaus

Auch Isaias Silva Rocha gehörte zu den Besetzern der Anhöhe Alberto Soares. Nun protestiert er vor dem Rathaus von Altamira. Vor ein paar Tagen standen 20 Polizisten vor seiner Holzhütte. Die Männer hatten ein Schreiben des Amtsgerichts von Altamira dabei. Darin stand, dass Isaias Silva Rocha, seine Frau und seine vier Kinder das Gelände zu verlassen hätten. Aber wo sollten sie hin?

Isaias Silva Rocha und seine Frau Clea haben zwei Jungen und zwei Mädchen zwischen zwei und acht Jahren. Für sie ist Isaias jeden Tag auf den Straßen von Altamira unterwegs. Der 35-Jährige sammelt metallische Abfälle wie Dosen und verkauft sie an Recyclingstellen. Umgerechnet rund 130 Euro verdient er damit im Monat, 300 Reais. Zusammen mit dem Geld aus einem Sozialprogramm reicht das gerade so zum Leben. „Es reicht aber nicht, um in Altamira Miete zu bezahlen“, sagt Isaias.

Eine Nachbarin von Isaias sagt: „Viele verdienen hier wie ich den Mindestlohn von 580 Reais. Wovon soll ich mir etwas zu Essen kaufen, wenn die Miete schon 400 Reais kostet?“ In Altamira explodieren seit der Baugenehmigung die Mietpreise. Reich wird, wer Häuser oder Land besitzt. „Ein Zimmer, das früher 250 Reais gekostet hat, kostet jetzt 750 Reais“, schimpft Joel Guerra. Er ist Koordinator der linken Arbeiterbewegung Movimento dos Trabalhadores Desempregados, kurz MTD.

Joel Guerra erklärt, dass die Menschen nur Land besetzten, dessen Besitzverhältnisse ungeklärt oder dubios seien. „Das ist doch nur gerecht!“, so Guerra. Der majestätisch gelegene Hügel Alberto Soares sei so ein Fall. Guerra hat ein Dokument auf dem steht, dass das Gelände 1981 noch dem Staatsunternehmen Eletronorte gehörte und 1991 plötzlich dem lokalen Fernsehsender eines umstrittenen Geschäftsmannes, der auch schon mal Bürgermeister war. Als Metallsammler Isaias von der Landbesetzung hörte, war die Entscheidung deshalb einfach. „Ich wollte meiner Familie eine Perspektive bieten“, sagt er.

Nachdem vor ein paar Tagen die Polizei gekommen war, brachten Isaias und seine Familie ihre Habseligkeiten zum Rathaus, wie die Nachbarn auch. Provisorische Zelte dienen nun als Unterkunft, unter einer Plane ist eine Art Wohnfläche aufgebaut. Backofen und die Spüle sind von Isaias, Küchentisch und das Sofa vom Nachbarn Carlos Deussantos. „Das Gesetz sollte uns unterstützen und nicht korrupte Politiker“, meint der.

Die Ärmsten von Altamira spüren die ersten Auswirkungen des Bauvorhabens. Das Konsortium Norte Energia sieht die „lokale Politik“ in der Verantwortung. Die Bürgermeisterin, eine ehemalige Schönheitskönigin, ist nicht zu sprechen, hat aber die Anzahl der Sicherheitskräfte am Eingangstor zum Rathaus erhöht.

„Schuld an allem ist Belo Monte“, sagt Koordinator Joel Guerra. „Altamira hat nicht die Kapazität für so viele Leute von außerhalb.“ Und er prophezeit nichts Gutes: „Momentan sind fünf Gebiete besetzt. Insgesamt schätze ich, dass wir im Laufe der Bauarbeiten auf über 50 kommen werden.“ Dass es dabei zwischen Besetzern und Polizei immer friedlich bleiben wird, bezweifelt er.

Isaias und seine Nachbarn wollen weiter campieren vor den Toren des Rathauses, bis eine Lösung gefunden ist.

20. Die andere Wirklichkeit

Noch ist es angenehm kühl in Altamira. Acht Uhr morgens haben die Organisatoren angesetzt, um sich für die große Demonstration gegen den Staudamm Belo Monte zu treffen. Organisiert wurde er von Xingu Vivo, später soll Bischof Kräutler irgendwo dazukommen. Vor einer Schule werden Plakate ausgerollt mit Aufschriften wie „Dilma – Mörderin des Xingu“ an die Adresse der Präsidentin oder „NEIN zu den Staudämmen“. Eine Gruppe Schüler und Studenten, die Gesichter bunt bemalt, trommelt sich warm. Ihr Anführer ist ein junger Mann, der Haare, Bart und Mütze wie der junge Che Guevara trägt. An einer anderen Stelle versammeln sich die Aktivistinnen der Frauenbewegung, angeführt von Antonia Mello, bekannte Frauenrechtlerin und Gründerin von Xingu Vivo. Die Mehrheit der Teilnehmer gehört zur Arbeiterbewegung MTD; Joel Guerra organisiert gerade, wer wo als Ordner laufen soll.

Als die Sonne anfängt, mit ihrer ganzen Kraft zu strahlen, setzt sich der Zug in Bewegung. Ziel ist das Hauptquartier von Norte Energia in Altamira. Einige hundert Menschen sind hier, aber keine breite Massenbewegung, keine Flussschwärmer, keine Fischer, keine Indianer. Am Straßenrand sitzen die Fahrer von Pferdekarren, Carrossas, auf ihren Holzwagen und beobachten die Prozession gelangweilt. José da Silva transportiert mit seinem alten

Pferd Zementsäcke, manchmal Möbel oder Fisch. Er wohnt selbst in einer Holzhütte im zukünftigen Überschwemmungsgebiet des Stausees, der Teile der Stadt unter Wasser setzen wird. „Aber ich kann ja eh nichts machen und die haben mir ein neues Haus versprochen“, sagt José da Silva.

Die Häuser von 16.400 Menschen stehen laut Berechnung von Norte Energia allein in Altamira im Überschwemmungsgebiet. In der ganzen Region der zukünftigen Stauseen könnten es bis zu 30.000 Menschen sein, die umgesiedelt werden müssen. Zu ihnen kommen die Statistiker von Norte Energia. Sie stammen von überall, nur nicht aus der Gegend. Die Männer haben Listen dabei, wie viel die Hütten wert sind, das Land, der Acker. Es gibt drei Kategorien: Den Mindestwert, den Mittelwert und den Oberwert. Einer davon wird den Menschen irgendwann als finanzieller Ausgleich angeboten werden. Alternativ können sie sich ein Stück freies Land im gleichen Wertrahmen aussuchen oder ein kleines Haus aus Stein in den Siedlungen, die bisher nur auf dem Papier existieren. Wer nicht akzeptiert, dem droht die Enteignung. Die meisten Menschen in Altamira aber scheinen froh, ein Haus zu bekommen, das nicht nur eine Bretterbude ist.

Wann die Entschädigung passieren soll und wo die Wohnungen stehen könnten, ist völlig unklar. Überall in der Stadt hängen Plakate, die genau das reklamieren. Geschaltet hat sie der eigentlich dem Staudamm wohlgesonnene Unternehmerverband FORT Xingu. „Was wir nicht in Rechnung stellen, wird Norte Energia auch nicht bezahlen“, sagt Geschäftsführer Vilmar Soares. „Darüber müssen wir uns bewusst sein. Wir müssen aufpassen, auch wenn die Condicionantes in der Umweltlizenz festgeschrieben sind.“

Diese Condicionantes, Bedingungen, hatte die Umweltbehörde IBAMA bei der Vorlizenz zum Bau von Belo Monte an die Erteilung der endgültigen Baugenehmigung geknüpft. Sie beinhaltet 40 Punkte, die die Auswirkungen des Baus im ökologischen und sozialen Bereich abmildern sollen. Die meisten Bedingungen stellen wiederum Maßnahmenpakete dar: Zur Erhaltung der Fische und der Reptilien, zum Schutz der indigenen Völker oder zur Förderung der Infrastruktur in Altamira. Jedoch waren bei der Vergabe der Baulizenz im Juni 2011 gerade erst 5 der 40 Condicionantes erfüllt. Die Lizenz wurde trotzdem vergeben.

Darauf angesprochen hatte der Direktor von Norte Energia, João Pimentel, in Brasilia betont: „Wir erfüllen alle Verpflichtungen, absolut alle!“ Natürlich gehe nicht alles auf einmal. Zum Beispiel das Abwassersystem von Altamira: Bisher gibt es kein Klärsystem, alles landet im Xingu. „Ich kann nichts sagen, ich errichte die grundlegenden sanitären Einrichtungen in einem Jahr, besonders das Abwassersystem“, so Pimentel.

Bislang war das Ökosystem des Flusses stark genug, sich biologisch selbst zu reinigen. Dennoch zeigt das Beispiel für Unternehmersprecher Vil-

mar Soares die Vorteile des Bauvorhabens. „Die positiven Folgen überwiegen die negativen.“ Der Staudamm könnte grundlegende infrastrukturelle Probleme lösen, vielleicht sogar der Region Reichtum bescheren. Andreia, eine Fotografin sagt: „Es ist einfach gegen Belo Monte zu sein, wenn man in einer anderen Welt lebt, der Welt der asphaltierten Straßen und Eigentumswohnungen. Unsere Wirklichkeit ist eine andere.“

21. Am toten Fluss

Angetrieben von den trommelnden Jugendlichen zieht der Demonstrationzug durch Altamira. Einer der Demonstranten, ein Geograf fragt: „Was sind denn das für Tauschgeschäfte? Wir kriegen Gesundheit, Bildung und ein Abwassersystem nur, wenn wir Belo Monte akzeptieren? Diese grundlegenden Dinge sind Rechte, die wir als Bevölkerung haben!“ Die Bemalung auf den Gesichtern einiger Trommler ist zerlaufen. Die Sonne brennt unerbittlich. Die meisten Menschen gucken lieber von den schattigen Häusereingängen zu, als mit zu demonstrieren.

Neben einem Transporter mit Lautsprechern läuft Antonia Mello, die Frauenrechtlerin. Ins Mikro ruft sie: „Es sind schon Menschen gestorben, weil sie nicht im Krankenhaus behandelt wurden.“ Das Gesundheits- und Bildungssystem sei überfordert. Die Zahl der sexuellen Übergriffe sei um 138 Prozent gestiegen, die Zahl der Verbrechen um fast ein Drittel, besonders Diebstähle und Raubüberfälle. „Und das ist erst der Anfang!“

Die Wissenschaftler vom Painel de Especialistas bilanzieren in ihrer Studie ein „soziales Chaos“, da die Auswirkungen auf die Bevölkerung in der Region unterschätzt würden. Die Organisation Amazon Watch befürchtet mit steigender Zuwanderung vermehrte illegale Abholzung und Viehzucht, die beiden wichtigsten Ursachen der Entwaldung des Amazonasgebiets.

Der Protestmarsch erreicht das Hauptquartier von Norte Energia an der Hafensperrpromenade. Fora! sprüht ein verummter Jugendlicher an die Tür: Haut ab! Als Erwin Kräutler erscheint, jubelt die Menge. Menschen kommen und umarmen den Bischof. In seiner Ansprache sagt Kräutler, das Projekt sei menschenverachtend, weil den Menschen keine Möglichkeit gegeben worden sei, sich zu äußern. Die Anhörungen seien nur ein Ritual gewesen. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie Altamira, eine Stadt, die heute 105.000 Einwohner hat und dann vielleicht 200.000, an einem toten Fluss leben soll, der die Brutstätte ist für alle möglichen Tropenkrankheiten.“

Das Painel de Especialistas zitiert in seiner Studie die Untersuchungen der Welttalsperrenkommission, die es bis zum Jahr 2000 gab. Nach der Stauung des Wassers am ersten großen Wasserkraftwerk Amazoniens, Tucuruí, ver-

mehrten sich immens die Moskitos. Testpersonen wurden bis zu 500 Mal pro Stunde gestochen. Jeder vierte Bewohner infizierte sich mit Malaria. Im Fall Belo Monte sei außerdem das einzigartige Biotop Xingu gefährdet. Hunderte Spezies wie Fische, Echsen und Pflanzen könnten verschwinden. Alles Spekulation?

22. Schöne neue Welt

Will man die Folgen des Baus von Wasserkraftwerken erkunden, bietet sich Tucuruí an. Die Stadt befindet sich knapp 400 Kilometer südöstlich von Altamira im Süden von Pará. 2010 wurden die letzten Arbeiten an dem Wasserkraftwerk beendet.

Der Weg dorthin führt über die rötlich-staubige Piste der Transamazônica, die an einigen Stellen mehr an eine mit Schlaglöchern überzogene Motocrossstrecke erinnert, als an eine Straße. An ihrem Rand haben sich in den 80er Jahren Kleinstädte wie Pacajá angesiedelt: 25.000 Menschen, kein Krankenhaus, kein Abwassersystem, keine Bank, kein Asphalt. Die Bewohner hier unterscheiden nicht zwischen Sommer und Winter, sondern zwischen „Matsch und Staub“, Regen- und Trockenzeit.

Für 400 Kilometer braucht der Bus ungefähr zehn Stunden. Dann beginnt die Zivilisation. Das Zentrum von Tucuruí hat Straßen mit Zebrastreifen, ein Einkaufszentrum und sogar eine Stadtbibliothek. Am Kai des Stausees warten Frauen mit weißen Sommerhüten auf das Motorboot, das sie zum gegenüberliegenden Strand fahren soll.

Als hier 1975 der Bau des Wasserkraftwerks begann, hatte Tucuruí 8.000 Einwohner. Heute sind es 100.000. So etwas wie ein Umweltgutachten gab es nicht. Zur Entlaubung des Waldes ließ die Regierung Agent Orange sprühen, jenes Herbizid, das während des Vietnamkrieges traurige Berühmtheit erlangte. In Pará zerstörte das Gift nicht nur große Waldgebiete, sondern auch die Häuser und Lebensgrundlage von tausenden Landbewohnern und indigenen Völkern. Als die Staumauer 1984 geschlossen wurde, überschwemmte das Wasser fast 2.900 Quadratkilometer, also fast die fünffache Fläche des Bodensees. 30.000 Menschen verloren ihr Heim, die Vegetation unter der Wasseroberfläche begann sich zu zersetzen und Methangas zu produzieren. Algen und Moskitos hatten optimale Bedingungen. 45 Fischarten starben aus, die Schildkröten verschwanden.

Mit einer Kapazität von 8.000 Megawatt generiert der Staudamm jährlich mehr als 20.000 Gigawattstunden Elektrizität. Damit könnte man die Stadt Köln etwa zehn Jahre mit Strom versorgen. „Fast 100 Prozent der Energie gehen an die Industrie“, sagt Edilson Junior, Referatsleiter für Umweltange-

legenheiten in Tucuruí. Damit meint er besonders die Bauxit-Schmelzen im Norden des Bundesstaates.

Referatsleiter Edilson Junior ist ein freundlicher Anwalt Ende 30, der von der Stadtverwaltung gern als eloquenter Gesprächspartner vorgeschlagen wird. Seine Mutter kam als eine leitende Mitarbeiterin eines Bergbauunternehmens nach Tucuruí, er selbst arbeitete acht Jahre als Anwalt für die Firma. Die jährlichen Ausgleichszahlungen des staatlichen Energiegiganten Eletronorte sorgten für einigen Wohlstand in der Stadt. Es sei aber vergessen worden, sich auf die Zeit nach den Bauarbeiten vorzubereiten. „Wir haben Schleusen, aber keinen Hafen, den wir als Zugang für die Industrie bräuchten“, sagt Edilson Junior.

Mit dem Ende der Bauarbeiten im November 2010 stieg die Zahl der Arbeitslosen sprunghaft. „Letztes Jahr noch“, sagt die alte Frau, die vor der Tür gefüllte Teigtaschen verkauft, „gingen davon 300 weg wie nichts.“ Heute steht sie schon seit Stunden in der prallen Sonne und hat erst drei verkauft. Euvanice Furtado von der Staudammopferbewegung MAB drückt es polemischer aus: „Es gibt für die meisten Leute hier nur zwei Optionen: weggehen oder kriminell werden.“ Der vermeintliche Fortschritt sei trügerisch, meint sie. „Geh in die Viertel etwas außerhalb des Zentrums! Da gibt es keinen Asphalt, kein fließendes Wasser, kein Abwassersystem!“

Eines dieser insgesamt 37 inoffiziellen Viertel ist Palmares. Vor zwölf Jahren besetzten Menschen diesen Hügel außerhalb der Stadt. Eine der Besetzerinnen war Francisca Feitosa, heute 62 Jahre alt. Statt zu klingeln, klatscht man an der Haustür, um sich anzumelden. Mitte der 90er war sie mit ihrem Mann und den Kindern nach Tucuruí gekommen. Als Landarbeiter hofften sie hier auf Arbeit. Fünf Jahre wohnten sie im Zentrum der Stadt – 16 Menschen in drei Zimmern – bis ihnen die Miete zu teuer wurde.

„Wir hatten keine Wahl“, sagt sie. Ihr geräumiges Holzhaus hat einen Kühlschrank, einen Fernseher und sogar eine Pumpe, die die Familie und einige Nachbarn mit Grundwasser versorgt. Das Abwasser fließt jedoch einfach hinten den Hügel hinunter, Regen verwandelt die Straße vor der Tür in einen lehmig braunen Sumpf. „Die Stadtverwaltung hat uns vergessen. Es gibt keinen Arzt hier, keine Post, keine Schule“, sagt Francisca Feitosa. „Die Situation ist furchtbar. Nicht einmal der Krankenwagen traut sich hier herein, weil es keine Straßen gibt. Und die Polizei kommt auch nicht.“

„Die sozialen Probleme sind geblieben“, sagt MAB-Koordinatorin Euvanice Furtado. Deshalb will die Bewegung der Staudammopfer an diesem Tag demonstrieren; nicht zum ersten Mal. „Seit 2004 diskutieren wir die Freigabe eines Kredits zur Weiterbildung für 977 vom Staudamm betroffene Familien. Und wir diskutieren seit 2007 über Geld für Fischer, die durch die Schleusen ihre Arbeit kaum noch ausüben können.“

Und nicht immer blieben die Proteste friedlich. Es gab schon brennende Autos, Besetzungen des Staudammschaltraums, Schüsse und Verhaftungen. Heute wollen die MAB-Leute aber mit den Vertretern des staatlichen Energieiesen Eletronorte reden, der auch wieder bei Belo Monte als Teil des Konsortiums mitmisch. Hunderte ziehen mit Trommeln und Plakaten durch die staubigen Straßen. Die Bilder der Demonstration erinnern an Altamira.

Der friedliche Protest zeigt Wirkung. Eletronorte schickt einen Wagen, um Euvance Furtado und zwei Kolleginnen von MAB zur Zentrale des Energieversorgers zu bringen. Im Konferenzsaal eines flachen Containergebäudes warten zwei grauhaarige Ingenieure auf die Frauen. Einer von ihnen ist der verantwortliche Manager Waldo Neto. Still hört er sich die Forderungen an, sagt dann aber, er könne nichts tun. „Alle finanziellen Mittel der Schleusen kommen vom Verkehrsministerium. Eletronorte ist nur der Auftragnehmer. Deshalb muss das Verkehrsministerium auch das Geld freigeben.“ Aber er verspricht, die Forderungen nach Brasilia weiterzuleiten.

Das reicht Euvance de Jesus Furtado aber nicht. „Wir wollen eine Versammlung mit allen Beteiligten, Zentralregierung, Bundesstaat und Eletornorte“, sagt sie hinterher. „Damit nicht einer die Schuld auf den anderen schieben kann. Zehn Tage haben wir ihnen für eine Antwort gegeben. Dann gehen wir wieder auf die Straße. Bis jetzt waren wir viel zu friedlich!“

23. Zerstörung einer Kultur

Als begonnen wurde, Tucuruí zu bauen, herrschte in Brasilien das Militärregime. Die Rechte der Menschen zählten wenig. João Pereira da Silva lebte damals in der Nähe von Tucuruí. „Für mein Stück Land haben sie fast nichts bezahlt“, erzählt der Fischer. „Viel zu wenig jedenfalls, um neues Land zu kaufen. Ich habe trotzdem akzeptiert. Was sollte ich machen, als das Wasser kam?“ João Pereira da Silva baute eigenhändig ein neues Haus, baut immer noch daran. Es steht im Armenviertel Invasão dos Padres in Altamira, im Überschwemmungsgebiet des Stausees von Belo Monte.

Seine ganze Familie, Frau, Kinder und Enkelkinder leben hier. João Pereira da Silva steht vor dem Haus und knüpft an seinem Fischernetz. Eine Weile sagt er nichts. Viele der 2.000 Fischer in Altamira werden ihren Job verlieren, da sich der Fischbestand im Stausee über einige Jahre stark reduzieren wird. João Pereira da Silva sagt dann: „Ich werde mein Haus wohl wieder verlieren, ich werde wieder leiden. Jetzt bin ich aber zu alt, um noch mal neu anzufangen.“

Manche, wie Bischof Kräutler sagen, die Zustände seit der Diktatur hätten sich kaum geändert. „Über uns fährt eine Dampfwalze hinweg. Die Re-

gierung nimmt absolut keine Rücksicht auf die Menschen.“ Und sie breche die eigene Verfassung, die die Rechte der Indigenen im Besonderen schütze. Würden die Bauarbeiten oder die Folgen des Staudamms die Lebensweise der Indios tangieren, könnte man dies als Verfassungsbruch auslegen.

„Wir spüren die Auswirkungen der Bauarbeiten schon jetzt“, sagt Fernando Juruna, einer der Jugendführer vom Stamm der Juruna. „Wir leiden unter einer Invasion von Leuten, die ohne Autorisation in unser Dorf kommen. Wir können kaum noch ruhig schlafen und unsere traditionelle Kultur kaum noch leben.“ Schöne Aussicht, Boa Vista, heißt sein Dorf, in das Fernando einlädt, um die Folgen des Staudammbaus zu sehen. Es liegt an der Verbindungsstraße zwischen Altamira und Vitória do Xingu. Vitória do Xingu ist der Hafen, an dem die schweren Geräte für den Bau des Mega-Damms von Schiffen auf Schwertransporter umgeladen werden. Von dort werden sie dann über Altamira zu den Lagern für den Bau der Dämme transportiert – vorbei an Boa Vista.

Auf dem Weg dorthin hat kurz vor dem Indianergebiet ein paar Wochen zuvor eine Bar mit angeschlossenem Bordell aufgemacht. Der Besitzer ist ein findiger Geschäftsmann, der sein Etablissement nahe großer Wasserkraftwerksprojekte mit ihren tausenden Arbeitern betreibt. Zur Eröffnung der „Bar“ waren auch die Führer von Boa Vista eingeladen, sind aber nicht hingegangen.

Die Grenze zum Gebiet der Juruna kennzeichnet nur ein kleines Schild. Das darf man eigentlich nur mit Genehmigung der umstrittenen staatlichen Indianerschutzbehörde FUNAI überschreiten oder mit Einladung. Im Wohnzimmer des Stammesführers Caboclo Juruna gibt es Kaffee. Als er die Fensterläden seines Holzhauses öffnet, bietet sich ein guter Blick auf die angrenzende Straße und die Schwertransporter mit Baumaschinen. Fernando sagt: „Es werden immer mehr. Tag für Tag wird es schwieriger, unsere Kultur zu leben.“

Die dritte Führerin des Dorfes kommt verspätet, Sheyla Juruna, die bekannteste indigene Gegnerin von Belo Monte. Mit 14 Jahren war sie schon dabei, als 1989 das Vorläuferprojekt Kararaô gestoppt wurde. „Als Lula das Projekt wieder hervorholte und ich gemerkt hab, dass wir betroffen sind, bin ich aktiv in den Kampf eingetreten“, sagt sie. Heute ist Sheyla Juruna Anfang 30, hat in Altamira studiert und reist sehr viel. „Ich fühle sehr viel Auflehnung in mir“, sagt sie. „Wenn wir diesen Kampf verlieren, werden wir auch ganz viel von unserem Leben verlieren.“

Beim Spaziergang durchs Dorf ist es ruhig. Ein paar Männer stehen an einem Ofen und rösten die zerriebenen Knollen der Maniok-Pflanze zu Farinha, Maniok-Mehl, das mit Bohnen und Reis gegessen wird. Dahinter führt ein Pfad in das Waldgebiet der Juruna. Am Rand stehen Kohlpalmen,

an denen Açaí-Beeren wachsen. Açaí ist eine Spezialität in Pará – seit ein paar Jahren wird die Frucht auch in die USA und nach Europa als Fitness- und Diätmittel exportiert. Am Ende des Weges ist eine Quelle zu einem kleinen See gestaut. Zahllose kleine Fische schwimmen im klaren Wasser. Umgeben ist die winzige Oase von Urwald. Ein paar Dorfbewohner waschen Wäsche, Caboclo Juruna nimmt ein Bad, der kleine Sohn von Sheyla Juruna spielt mit Pfeil und Bogen.

„Die Regierung spricht von Entwicklung“, sagt Sheyla. „Für mich bedeutet aber Entwicklung nur Zerstörung unserer Kultur und unseres Volkes.“ Die Geschichte ihres Volkes sei geprägt von Ungerechtigkeit, Diskriminierung und Gewalt. „Was uns heute noch zu einem Volk macht, sind unsere Wurzeln. Wir sind die Herren dieses Landes!“

Es gibt Pläne, nach denen die Juruna ein Zeichen setzen wollen. Sie wollen die Zugangsstraße vor dem Dorf sperren. Die internationale Presse soll eingeladen werden, um Fotos zu schießen, wie Indianer mit Kriegsbemalung die riesigen Baumaschinen stoppen. Vielleicht könnte sogar Hollywood-Regisseur James Cameron wieder kommen, wird spekuliert. Tausende Kaya-pó-Indianer aus dem südlichen Mato Grosso stünden bereit.

Und wann? Niemand hier in der kleinen Urwaldoase weiß es.

24. Plasmafernseher statt Ackerbau

Es ist klein, das Gebiet der Juruna um das Dorf Schöne Aussicht. Doch dahinter gibt es Land. Urwaldflächen, die das Konsortium Norte Energia Caboclo Juruna und seinem Stamm angeboten hat. Eigentlich könnten sie das Land gut gebrauchen, aber sie haben abgelehnt. Sie wollten sich nicht verkaufen. Im Haus der Indianer in Altamira, einer zentralen Anlaufstelle und Unterkunft für alle Stämme der Region, war es immer wieder darum gegangen, wer welche finanzielle Kompensation bekommen sollte. Auch die Diskussion in Paquiçamba, dem anderen Juruna-Dorf in der großen Fluss-schleife, hatte sich immer wieder darum gedreht. Neid wird geschürt. „Jedes Dorf kämpft für sich“, bilanzierte Sheyla Curuaia, eine Lehrerin aus Altamira mit indigenen Wurzeln.

Fernando Juruna sagt, Norte Energia habe nicht nur versucht, Dorf um Dorf zu kaufen. „Die Taktik ist, die Führer der Stämme gegen ihr eigenes Volk auszuspielen!“ Es habe einen Sozialplan gegeben in Höhe von 30.000 Reais, 12.000 Euro, pro Dorf und pro Monat. Organisiert wurde dies von der staatlichen Indianerbehörde FUNAI. „Es zirkulierten Listen auf denen alles aufgeschrieben werden sollte, was die Gemeinschaft braucht. Und alle haben sich was ausgedacht.“ Doch dann sei nichts gekommen oder die fal-

schen Sachen. „Und jeder glaubte, die Führer seien darin verwickelt und hätten das Geld eingesteckt.“ Niemand habe auch nur einen Cent gesehen, aber alle seien zerstritten. „Für mich ist das eine Taktik, um vom Kraftwerk abzulenken, damit die Zeit vergeht.“

Ruy Sposati von Xingu Vivo sagt, die Indigenen hätten Benzin, Boote und Plasmafernseher bestellt. Die Dynamik habe sich verändert, es gehe um Geld, statt darum, Fisch zu fangen und Maniok anzupflanzen. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei den Bauern im Überschwemmungsgebiet. Es geht um viel virtuelles Geld, finanzielle Kompensation, materielle Entschädigung. Wer gestern noch gegen Belo Monte war, bleibt heute sehr vage. „Schöner Widerstand ist das“, murmelt Sposati irgendwann bei einem Ausflug zum Dorf Santo Antônio, das verschwinden wird, ohne dass die Bewohner sich groß dagegen auflehnen würden.

Erst ein paar Wochen zuvor sponserte Norte Energia in Altamira ein Konzert der Band Calypso, Superstars in Pará. Die Sängerin rührte auf der Bühne fleißig die Werbetrommel für Belo Monte, die Altamirenses waren begeistert. Umgerechnet zwei Millionen Euro zahlte der Konzern an die Stadtverwaltung für neue Polizeimotorräder, vier Millionen Euro gingen an den Staat Pará für die Militärpolizei.

„Noch haben wir Kraft, Widerstand zu leisten“, sagt Sheyla Juruna auf dem Weg zum Ausgang des kleinen Dorfes an der Zufahrtsstraße nach Altamira. „Aber es ist schwer, die große Masse zusammen zu bringen. Die Leute sind enttäuscht, sie träumen von Entwicklung. Sie wollen in der Regel eine Wohnung und Arbeit – und dieser Staudamm offeriert das alles. Angeblich.“ Hier am Eingang zum Dorf wollen die Juruna nun erst einmal eine große blickdichte Holzwand mit Tor bauen, damit sie vor Lärm und Fremden besser geschützt sind. Das sei vorläufig die praktischste Lösung.

Regierung und Konsortium betonen immer wieder, die indigene Bevölkerung sei nur „indirekt“ betroffen, da kein Land überschwemmt werde. Damit würde man der Verfassung nicht widersprechen und müsste auch die Indigenen nicht nach ihrer Meinung fragen. Im Oktober 2011 hat das erst wieder ein Bundesgericht bestätigt. Brasiliens Ureinwohnern scheint auf dem Weg zur Wirtschaftsmacht ihres Landes nur noch eines übrig zu bleiben – sich selbst einzusperren.

25. Epilog

Die Frau blickt streng herunter zu dem Platz auf dem ich sitze. „Sind Sie Indianer?“, fragt sie mich. Wenn sie die Antwort nicht schon wüsste, wäre sie wohl kaum durch das ganze Auditorium voller Menschen gelau-

fen. Ich habe mich mit einer Bekannten mit indianischen Wurzeln in eine vermeintliche Informationsveranstaltung in das Kulturzentrum von Altamira geschlichen. Oben auf dem Podium sitzen Ingenieure des Konsortiums Norte Energia und Vertreter der Indianerschutzbehörde FUNAI; unten sitzen Flussanwohner und Indigene verschiedener Stämme. Die Ingenieure erklären gerade technische Details des geplanten Staudamms, dessen erster Teil ab 2015 in Betrieb gehen soll.

„Nein“, sage ich, fasziniert darüber, dass sie mich hier im hintersten Winkel aufgespürt hat. „Ich bin von der Presse.“ „Der Presse ist der Zugang nicht gestattet“, sagt die Frau. Das wusste ich schon. Interessiert hätte mich der Meinungs austausch aber trotzdem. Schließlich sind die einen sehr für das Wasserkraftwerk, die anderen sehr dagegen und die Mehrheit scheint ob der Komplexität des Themas und der Ignoranz der Obrigkeit in Agonie gefangen.

Definitiv ist Wasserkraft keine saubere Energiequelle. Die sozialen und ökologischen Auswirkungen sind verheerend. Aber national relevante Entscheidungen werden im Kapitalismus erfahrungsgemäß aus ökonomischer Sicht getroffen. Die Wirtschaft soll wachsen und dafür benötigt sie Energie. Und Wasserkraft ist aus brasilianischer Sicht finanziell konkurrenzlos.

Immer, wenn ich bei den Gegnern des Projektes auf Alternativen zu sprechen komme, wird es schwammig. Investitionen in Wind- und Solarenergie sowie Biomasse, sind häufig die Antwort – oder Veränderung der Gesellschaft zu energiesparenderer Lebensweise. Die Antworten wirken aber wenig befriedigend. Entweder sind die Alternativen zu kostenintensiv, liefern zu wenig Energie oder würden noch viele Jahre Entwicklungszeit benötigen.

Der beste Ansatz stammt bereits aus dem Jahr 2007: Die internationale Naturschutzorganisation WWF hat damals errechnet, dass Brasiliens erwarteter Energiebedarf 40 Prozent geringer ausfallen würde, wenn es in seine Energieeffizienz investieren würde. So gilt das Leitungssystem, mit dem die elektrische Energie transportiert wird, als veraltet und marode. 14 Belomonte-Staudämme würde das einsparen, heißt es. Das wäre ein Anfang, würde den Ausbau der Energiegenerierung aber nicht ersetzen.

Im Kulturzentrum in Altamira werde ich zum Ausgang begleitet. Nur ein einziges Kamerateam ist zugelassen, das von Norte Energia. Die Dame neben mir sieht aber nicht so aus, als würde sie über diesen Umstand diskutieren wollen. Kurze Zeit später kommt Dona Marina. Sie ist eine der Flussanwohnerinnen und hat indianische Wurzeln. 18 Jahre lebt sie bereits auf einer Flussinsel, auf der ich sie neulich besuchen durfte. Ein Paradies! Dona Marina hat mit ihrem Mann auf der Insel des Kastanienbaumes ihre Tochter großgezogen, auf dem Feld Gemüse angebaut und ein „wunderbares Leben“ gehabt, wie sie sagt. Man kann das nicht in eine Werttabelle pressen. „Ich gehe da nicht mehr hinein“, sagt sie. „Das ist vollkommen

sinnlos! Die reden von Druckerhöhung und Energieeffizienz. Wir reden von unserem Leben.“

Es erinnert mich an den weisesten Satz, den ich im Zusammenhang mit Belo Monte gelesen habe. Er stammt vom Autoren und Amigos da Terra-Direktor Roberto Smeraldi: „Die einen beschwerten sich über die Auswirkungen der Bauarbeiten, die anderen antworten mit ihrer Notwendigkeit: ein paradoxer Dialog, unter Tauben.“

Ich bin nicht gegen Wasserkraft. Aber ich denke, die grüne ehemalige Hoffnungsträgerin Marina Silva hat sehr viel Recht, wenn sie reklamiert, dass der politische Fokus – und nicht nur in Brasilien – auf schnellem Wachstum und nicht auf Nachhaltigkeit liegt. Dagegen braucht es starke zivilgesellschaftliche Strukturen. Nach meiner Abreise hat die Diskussion durch eine TV-Kampagne prominenter Brasilianer wieder an Fahrt gewonnen.

Der Kampf um die Zukunft Amazoniens geht weiter.